

Vergißeinnicht 1933

10 (1933)



Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Nummer 10

Oktober 1933

51. Jahrgang

Inhalt des Oktoberheftes:

Lied der Wallfahrer auf dem Rhein. Gedicht von Guido Görres . . . 289 Das Kreuz in der Mission . . . 290 Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten. Von P. O. Heberling, RMM. 292 Erlebnisse im Missionslande . . . 298 Die große Macht des Konfranzes. Von M. Gerten 299 Laien-Apostolat unter den eingeborenen Katholiken Südafrikas.	Von P. Vitalis Fug RMM. . . 302 Gerettet! — Verloren? Von P. Vitalis Fug RMM. 305 Zauberer-Greuel. Von P. Bernard Huß RMM. 308 Kurzer Überblick über die Geschichte Süd-Afrikas, insbesondere von Natal. Von P. Franke RMM. . 310 Kämpfer der Scholle. Von Anna Kahser 314
---	---

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint mit oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern. — Begnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Bestellungen u. Zahlungen sind zu richten:

für Süddeutschland, Tschechoslow., Estl., Italien:
 Mariannhiller Mission Würzburg, Gleicherring 3
 Postcheckkonto Nürnberg 194
 für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
 Mariannhiller Mission Köln, Brandenburgerstr. 8
 Postcheckkonto Köln 1652
 für Schlesien und Norddeutschland:
 Mariannhiller Mission Breslau IX, Sternstr. 52
 Postcheckkonto Breslau 15 625
 für Österreich, Ungarn, Tirol, Jugosf., Rumänien:
 Mariannhiller Mission Linz a. D., Steingasse 23 a
 Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814
 für Schweiz und Liechtenstein:
 Mariannhiller Mission Altdorf (St. Uri)
 Postcheckkonto Luzern VII 187

Bezugspreis für das Jahr 1933

Deutschland Einzelbezug . . .	RM. 2.40
Deutschland Sammelbezug . . .	RM. 2.—
Schweiz	Fr. 3.—
Estl.	Fr. 15.—
Belgien	Belga 4.—
Tschechoslowakei	Kc. 20.—
Italien	Lire 10.—
Österreich	Schilling 3.30
Einzelbezug	„ 4.—
Jugoslawien	Dinar 35.—
Ungarn	Fengö 2.80
Rumänien	Lei 92.—

Beachtenswerte Tage im Monat Oktober

Am 1. Aufopferung der hl. Kommunion aller Ordensangehörigen für die lebenden und verstorbenen Wohltäter der Mariannhiller Kongregation; vom 1.—9. wird in allen Häusern der Mariannhiller Missionare eine neun-tägige Andacht für alle Wohltäter und Abonnenten gehalten; am 25. Aufopferung der hl. Kommunion zu Ehren des göttlichen Kindes um Erweckung guter Ordensberufe. Täglich werden drei „Vaterunser“ und „Gegrüßet seist du . . .“ zu Ehren der hl. Mutter Anna für die Anliegen der Wohltäter der Kongregation gebetet und eine hl. Messe in unseren Missionshäusern gelesen für die lebenden und eine für die verst. Wohltäter.

Missionsbrüder!

Nicht nur Missionspriester, sondern auch Laienbrüder sind für die Entwicklung der Mission von hervorragender Bedeutung! Darum opferfreudiger, für Christus u. seine Kirche begeisterter Jüngling, reihe dich ein in die wackere Schar der Heidenapostel u. werde Missionsbruder. Anmeldungen an: H. H. P. Rektor, St. Joseph, Reimlingen, Bay. oder H. H. P. Rektor, Missionshaus St. Paul, P. Walbeck, Rhld.

Briefkasten

Das Karmelitinnenkloster „Regina Pacis“ in Rödelmaier, Post Neustadt a. d. Saale nimmt Aufträge an wie Handarbeiten, Kirchensachen, Leibwäsche, Stickerien, Steppdecken usw. Das Klo-

ster ist in großer Bedrängnis und ist für jede Hilfe dankbar. Eine Laienschwester-Kandidatin könnte dort noch aufgenommen werden. Gesuche richte man an Priorin M. Gabriela a. S. Sacram.

Aus Welt und Kirche

20 000 — „... in alle Welt!“ — Ein Befehl und keine Ausführung. Zahlen vom katholischen Missionswerk. Aus den vatikanischen Veröffentlichungen über die gegenwärtigen Missionsstreikräfte der katholischen Kirche sind folgende Ziffern zu entnehmen: In 480 über sämtliche Weltteile verstreuten Missionsgebieten arbeiten unges. 20 000 Missionare, von welchen ein Viertel eingeborene Priester der betreffenden Missionsländer sind. Der Tendenz folgend, die Heidenbekehrung in zunehmendem Maße durch einheimische Missionare zu vollziehen, wurden in den Missionsländern über 350 Seminarien errichtet, in welchen mehr als 15 000 Seminaristen farbiger einheimischer Rassen auf das Priestertum vorbereitet werden. Wie weit das Bestreben der Kirche, das Evangelium tunlichst in allen Ländern durch einheimische Priester verkünden zu lassen, gerade unter der Regierung des gegenwärtigen Papstes gediehen ist, zeigt sich am besten daraus, daß beispielsweise unter den 16 chinesischen Diözesen jetzt 13 von der chinesischen Rasse angehörigen Bischöfen verwaltet werden.

Von der Bühne ins Kloster; vom Kloster ins Ausfärgenheim. Simone Supren, einst zu Paris eine volkstümliche Schauspielerin, verläßt in Kürze als Schwester Elisabeth vom Hl. Geist Europa, um sich in Trinidad der Ausfärgenpflege zu widmen.

Sie verließ die Bühne vor vier Jahren mit der besonderen Absicht, für ihre Kolleginnen im katholischen Künstlerbund zu beten.

Eine andere Schauspielerin, Susanne Delorme, hat erst kürzlich als Dominikanerin in die Hände des Dominikaner-Generals Pater Gillets Profess abgelegt.

Der berühmte niederrheinische Wallfahrtsort Revelaer ist im vergangenen Jahr von mehr als einer halben Million Gläubigen besucht worden; in manchem Monat ging die Zahl der Pilger über 100 000 hinaus. Von den 451 geschlossenen Prozessionen kamen 97 aus Holland;

40 000 Pilger machten die Wallfahrt zu Fuß, 200 000 mit dem Auto.

Die Mandschurei wird christlich. Die Stadt Tschahu, den Maryknoll-Missionaren seit 1823 anvertraut, ist heute eine überwiegend christliche Stadt. Als Bischof Reimund Lane dort kürzlich zur Erteilung der Hl. Firmung eintraf, wurde er von der ganzen Stadt empfangen. Böllerschüsse grüßten den hohen Gast. Eine Fahnenprozession von Christen und Heiden gaben das Geleit durch die Hauptstraßen der ganzen Stadt.

Südafrika. Der Päpstliche Delegat für Südafrika, Erzbischof Gijlswijk O. P., wurde vor einiger Zeit vom Hl. Vater empfangen. Der Prälat äußerte sich begeistert über die Fortschritte, welche die Kirche in Südafrika seit Errichtung der Apost. Delegatur, d. h. in den letzten zehn Jahren gemacht hat. „Die südafrikanischen Katholiken“, erklärte Gijlswijk, „berührt es etwas peinlich, daß die übrige katholische Welt von diesen Fortschritten so wenig weiß. Vor zehn Jahren zählten wir nur 13 kirchliche Sprengel, heute 22. Vor zehn Jahren überschritt die Zahl des Klerus kaum 300. Ich konnte dem Papst berichten, daß diese Zahl heute 551 beträgt. Fünf Söhne Südafrikas befinden sich schon in den Reihen des Klerus und ein halbes Hundert einheimischer Studenten bereitet sich auf das Priestertum vor. Wir haben 3000 Schwestern im Lande. Acht Genossenschaften rekrutieren sich ausschließlich aus einheimischen Berufen. Vor zehn Jahren betrug die katholische Bevölkerung 126 000, heute rund 300 000. Die Fortschritte auf dem Gebiete der katholischen Aktion und der Erziehung erfüllen uns mit besonderer Genugtuung. Bei der Generalsynode im Februar vergangenen Jahres konnte der versammelte Episkopat besonders die ausgezeichnete Organisation unserer Laienwelt in Transvaal bewundern.

80 000 Kinder besuchen unsere 1300 Schulen. Leider müssen wir einen hohen Prozentsatz nichtkatholischer Lehrer anstellen. Dieser Zustand ist einem ent-

chiedenen kirchlichen Geist wenig förderlich. Die Bischöfe suchen dem Zustand nach Kräften abzuweichen. Südafrika ist heute von der westeuropäischen Kulturwelt gar nicht mehr so weit entfernt. Die Luftpost verbindet uns mit London in zehn Tagen. Wir können überallhin telephonieren. Prächtige Dampfer schaffen eine rasche Seeverbindung. Im 19. Jahrhundert hatten die Laienpioniere und die Glaubenspioniere ganz andere Gefahren und Schwierigkeiten zu bestehen als heute. Südafrika liegt dem Apostolat offen. Es handelt sich nur darum, Missionare zu finden, die sich die Erschließung des Landes zunutze machen.“

Mit 33 Jahren Erzbischof. Fr. Redmond, Prindiville, Administrator der Marien-Kathedrale in Perth (Irland) ist zum Erzbischof von Perth ernannt worden.

Der neue Kirchenfürst ist erst 33 Jahre alt. Er studierte an der Universität zu Dublin und wurde 1925 zum Priester geweiht. Dann war er in der australischen Mission tätig.

Der Papst besucht den „Osservatore Romano.“ In Begleitung des Gouverneurs der Vatikanstadt, Serafini, und der Unterstaatssekretäre Pizzardo und Toobiani besuchte der Heilige Vater die Druckerei des „Osservatore Romano“, um bei der Einweihung der neuen Rotationsmaschine zugegen zu sein. Diese Maschine wurde von der Würzburger Firma König und Bauer geliefert. Der Papst sprach den deutschen Monteuren seine Anerkennung aus.

Südamerika. In seinem Werke „Die Kirche in Südamerika“ gibt Dr. Edwin Ryan, Professor am Marien-Seminar in Baltimore, einen Überblick über die katholische Kirche in Südamerika. Nach einem historischen und religiösen Rückblick auf die südamerikanischen Länder von den Kolonialzeiten bis auf unsere Tage, umschreibt Dr. Ryan die Lage der Kirche in jedem Staate und gibt eine Übersicht über die Entwicklung des Katholizismus in jedem Lande.

In **Argentinien** bestehen noch gewisse staatskirchliche Beziehungen. Sie äußern sich in der Anforderung, daß der Präsident und der Vizekanzler der Republik Katholiken sein müssen, und gewähren dem Präsidenten das Patronatsrecht bei der Ernennung der Bischöfe.

Bolivien anerkennt und unterstützt die katholische Religion, gestattet aber die freie Ausübung aller übrigen Kulte. Der Präsident ernannt immer noch die Dignitären, die Domherren und die Präbendare.

In **Brasilien** unterhält der Staat mit keiner Konfession offizielle Beziehungen. Alle Friedhöfe sind säkularisiert, obschon die einzelnen brasilianischen Staaten konfessionellen Unterricht durchführen können. Gemäß seiner Verfassung anerkennt Brasilien ausschließlich die Zivilehe.

Seit dem ersten Januar 1931 besteht in **Chile** vollständige Trennung von Kirche und Staat.

In **Kolumbien** ist der Katholizismus Staatsreligion; die Verfassung sagt, daß „sie ihn schützen und dafür sorgen wird, daß er als wesentliches Element der sozialen Ordnung geachtet wird“, indessen „ist jede Kultusform, die der christlichen Sittlichkeit oder dem Rechte nicht zuwiderläuft, gestattet.“ Der öffentliche Unterricht ist in Abereinstimmung mit der katholischen Religion organisiert und geleitet. Auf der andern Seite gewährleistet die Verfassung, daß „die katholische Religion die Religion der Mehrheit der Einwohner der Republik ist.“ Die Verfassung stellt ferner fest, daß die Regierung „bei der Gründung eines Seminars in der Hauptstadt und bei der Förderung der Indianermisionen finanziell unterstützend eingreifen wird.“

Paraguay anerkennt den Katholizismus offiziell als Staatsreligion, während **Uruguay** keine Religion unterstützt und **Venezuela**, daß die Religionsfreiheit garantiert, „das kirchliche Patronatsrecht beansprucht.“

Panama, daß alle Religionen willkommen heißt, anerkennt in seiner Verfassung eine ganz leichte bürgerliche Überwachung der kirchlichen Verwaltung.

Die Verfassung von **Ecuador** säkularisiert den Unterricht, gestattet aber die Privatschulen gemäß den Reglementen des Ministeriums für öffentlichen Unterricht.

Daß einer vier Sakramente an einem Tag empfängt, kommt selten vor. Es war dies aber jüngst die Fall bei einem Santal-Inde aus der Diözese Kalkutta. Als eine seiner zwei Frauen sich taufen lassen wollte, suchte er dies zu hindern; lernte solcher Art den Missionar kennen, ließ sich bewegen, an einem Lese- und Schreibunterricht teilzunehmen. Das wiederum machte ihn mit dem Christentum bekannt; er entließ die zweite Frau. Und als er am Taustage seine Ehe kirchlich schloß, empfing er — der Erzbischof war gerade anwesend — ebenfalls Firmung und Erstkommunion. Das waren vier Sakramente an einem Tage.

Vergißmich



Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission



Nummer 10

Oktober 1933

51. Jahrgang

Lied der Wallfahrer auf dem Rhein

Geleite durch die Welle
Das Schifflein treu und mild
Zur heiligen Kapelle,
Zu deinem Gnadenbild!
Und hilf ihm in den Stürmen,
Wenn sich die Wogen türmen,
Maria, o Maria hilf!

Du gnadenvolle Taube,
O segne unser Land,
Die Ähre und die Traube,
Den Fleiß und Schweiß der Hand!
Und die voll Hunger darben,
Den Armen ohne Garben,
Maria, o Maria hilf!

Und die verlassen klagen
In Sturm und Frost und Wind,
Die unterdrückt, geschlagen,
Verwaist und hilflos sind:
Wenn jeder Trost entschwunden
Den Kranken, Todestunden,
Maria, o Maria hilf!

Guido Görres

Das Kreuz in der Mission

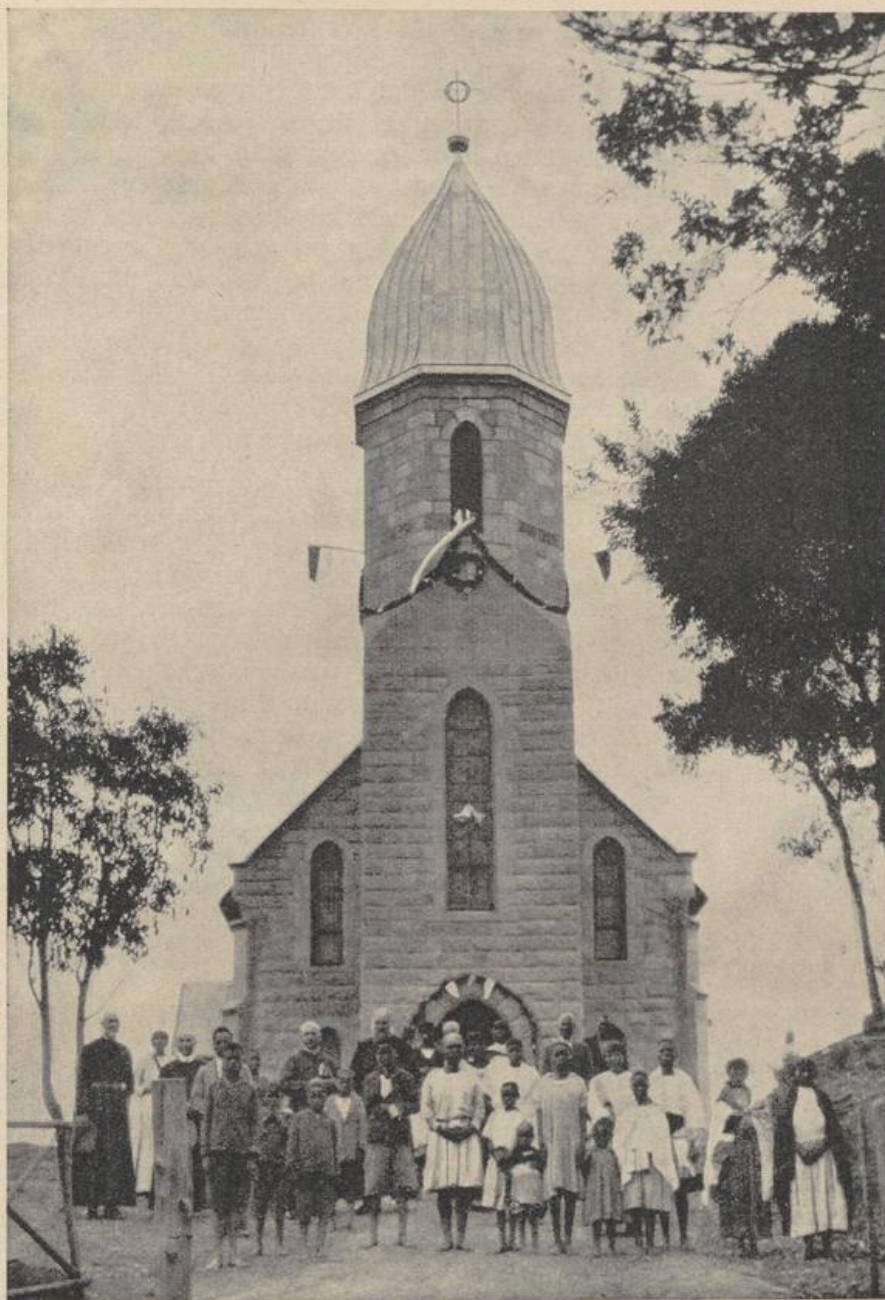
Es strahlet über Land und Meer
Ein überirdisch Licht,
Ein Gotteszeichen ewig hehr —
Das Friedensbotschaft spricht.
Es ist des Glaubens Heilspanier,
Der Liebe Tat — Symbol
Grund aller Hoffnung für und für:
Das Kreuz, der Menschheit Wohl!

Wir stehen im Jubiläumsjahre der Welterlösung durch das hl. Kreuz. Hierzu einige Gedanken aus Afrika für die Freunde des Kreuzes und der Mission.

Mit einer außergewöhnlichen Kreuzfeier eröffnete der Heilige Vater am Vorabend des 2. April das Heilige Jahr. Seine Hand illuminierte das neuerrichtete 18 Meter hohe Kreuz auf dem Monte Senario bei Florenz. Eine große Volksmenge war gegen 8 Uhr abends um das eherne Monument versammelt. Ein Druck des Papstes auf den Knopf der elektrischen Leitung entzündete die 2000 Flammen der Kreuzesfront. Weit ins Land hinausstrahlend leuchtete vom Querbalken in Riesenlettern die Flammenschrift: Pax Christi! auf. Gleichzeitig erscholl durch das Radio die Stimme des Papstes: „Sehet das Kreuz des Herrn, kommet, laßt uns anbeten!“ — Wahrlich, ein feierlicher Augenblick in hochbedeutsamer Vorabendstunde des Jubiläumsjahres, welches ebenfalls eine grandiose Einleitungsfeier zum glorreichen Triumphfeste des Kreuzes im ewigen Sion am Ende der Zeiten genannt werden kann. —

Wo immer durch die 19 Jahrhunderte das Christentum gesegneten Einzug hielt, da erschien als unzertrennlicher Begleiter auch das heilige Kreuz. Seit jener größten Stunde der Barmherzigkeit, da durch Christi heiliges Leiden und Sterben das Zeichen der Schmach zum Denkmal der Welterlösung geworden, sehen wir es an immer zahlreicheren Orten des Erdballs aufgerichtet. Trotz aller Feinde wird es das Triumphzeichen der einen, wahren Religion bleiben, die Nationalfahne des Reiches Gottes! —

Der Lichtkreuz-Feier auf dem Monte Senario folgten in der Passionswoche und am 3. Mai noch viele eindrucksvolle Huldigungsakte in der ganzen katholischen Kirche. Der Ruf des Papstes drang bis in die fernsten Missionsländer, wo die fortschreitende Glaubensverbreitung einem immerwährenden Kreuzerhöhungsfeste gleicht. Die Interessen und Erfolge der Mission sind identisch mit denen des Kreuzes. Wie schon die ältesten bildlichen Darstellungen den Glaubensboten stets ein Kreuzifix in die Hand geben, um sie als Diener des Kreuzes und Verbreiter der Religion des Gekreuzigten zu kennzeichnen, so ist es noch immer eine Erstlingsaufgabe der Mission, dem hl. Kreuze des Herrn allenthalben die gebührende Ehre zu verschaffen. Daher beginnt der Missionar seine Arbeit gewöhnlich mit Aufpflanzung des Nationalbanners der heiligen Kirche Gottes. „In diesem Zeichen wirst du siegen“, sagt sich der Gesandte des Erlösers — und begibt sich frischen Mutes an sein schwieriges Werk. Ja, die katholische Mission ist ein fortwährendes Kreuz-Erhöhungsfest durch die Jahrhunderte, bis das hl. Zeichen einst



Missionskirche von Clairvaux (Mariannhiller Mission)

in den Wolken des Himmels erscheint — mit großem Glanz im vollen Sieg!

Zu dieser Erhöhungsfeier trägt gegenwärtig auch Südafrika seinen Teil bei. Vor 300 Jahren pflanzten christliche Seefahrer die Nationalfahne ihres Königs zum erstenmal auf die Felsenmauern der Südostküste. Doch vergingen weitere zwei Jahrhunderte bis die Religion des Kreuzes zum Innern des Landes und den Herzen seiner Bewohner

drang. Wer vor 70 Jahren Südafrika bereiste, suchte vergebens das Symbol des Christentumes. Erst in der Schlusshälfte des vorigen Jahrhunderts nahm es allmählich Besitz von der heutigen Union. Gegenwärtig krönt das Gotteszeichen zahlreiche Plätze, Kirchen, Kapellen und Hügel vom Tafelberge am Kap der guten Hoffnung bis zum Sambesi-Strome. Die 25 Apostolischen Vikariate und Präfecturen wetteifern im Dienste des Kreuzerhöhungsfestes. An der Jahrhundertwende setzte eine Aufschwungsperiode ein. Das jüngste Jahrzehnt war an Segensfrüchten besonders reich. Als der Apostolische Delegat vor kurzem seine Europa-reise antrat, bemerkte er bei einem Abschiedsdiner in Capetown: „Im April 1923 fanden wir hier in der Delegatur nur 340 Priester und 126 000 Katholiken, jetzt aber 560 Priester und über 330 000 Mitglieder der hl. Kirche!“ In derselben Zeit erstanden 350 neue Missionsstationen für Eingeborene und 40 neue Kirchen für Europäer.

Durch Gottes Vorsehung und Gnade war es auch der Mariannhiller Mission vergönnt, am erfreulichen Umschwung seit 5 Jahrzehnten einen nicht unbedeutenden Anteil zu nehmen. Seit jenem 27. Dezember 1882, wo auf den noch öden Hügeln bei Pinetown ein einfaches Kreuz aus Baumästen der Umgebung den Gründungsanfang des Missionsklosters verkündete, mehrten sich die Zeichen der angebrochenen neuen Zeitperiode im Mariannhiller Missionsgebiete von Durban bis zu den Matoppo-hills in Rhodesia. Vom Umhlatuzane ausgehend überschritt das Kreuz den Ilobu, Umkomazi, Umzimfulu und viele andere Flüsse des Landes. Heute bezeichnet es über 1000 Heimstätten des beginnenden, zum Teil schon festeingewurzelten Christentumes in den Herzen der Südafrikaner. (Schluß folgt)

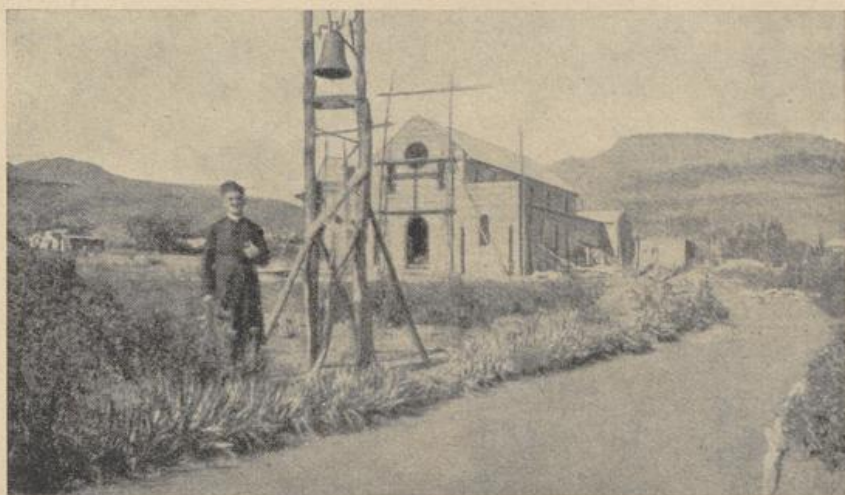
Mariannhiller Rundfunk: Neueste Missionsnachrichten!

Am Mikrophon: P. Otto Heberling RMM.

Zwei Eingeborene retten eine weiße Frau vom Tode des Ertrinkens: Nachdem mehrere Europäer vergebens versucht hatten, eine Dame, die am Indischen Ozean bei Durban am Ertrinken war, zu retten, kamen zwei Eingeborene, die am Strand-Bad arbeiteten, der von den Wogen davongetragenen Frau unter Einsetzung ihres Lebens zu Hilfe und retteten sie vom sicheren Tode. Die zwei Eingeborenen wurden für ihren Heldennut mit der goldenen Rettungsmedaille ausgezeichnet. Die gerettete Europäerin selbst schenkte jedem der Männer eine Uhr mit einer Dankinschrift.

Der Kirchenbau in Matatiele geht seiner Vollendung entgegen: Im Februar und April dieses Jahres brachte der Mariannhiller Rundfunk die Nachricht, daß in Matatiele, einem Provinzstädtchen in Ost-Griqualand im Apostolischen Vikariate Mariannhill, der Grundstein zu einer neuen Missionskirche gelegt wurde. Jetzt ist die Nachricht eingetroffen, daß die Kirche der Vollendung entgegen geht. Der dortige Missionar, P. Otto Grimm RMM, schrieb mir kürzlich unter anderem folgendes: „Wie Sie aus den beigelegten Photographien ersehen, ist unser Kirchen-

bau soweit fertig . . . Es gab viel Trubel, Arbeit und Mühe damit. Aber Florian (P. Florian, sein Vorgänger) hat gepflanzt, Otto (er selbst) hat begossen, der liebe Gott gab das Gedeihen und seinen Segen und wird hoffentlich auch das Werk zur Vollendung bringen zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Nun warten wir noch auf die Türen und Fenster. Sie werden diesen Monat noch kommen. Dann heißt es mit der Innenausstattung anfangen, aber da ist das nötige Kleingeld noch nicht vorhanden . . . Um Dreifaltigkeitssonntag habe ich unter meinen wenigen weißen Katholiken eine Hauskollekte gehalten und habe auf diese Weise fast 20 englische Pfund zusammen bekommen. Das ist sicherlich nicht wenig, wenn man hier die trostlos schlechten Zeiten und

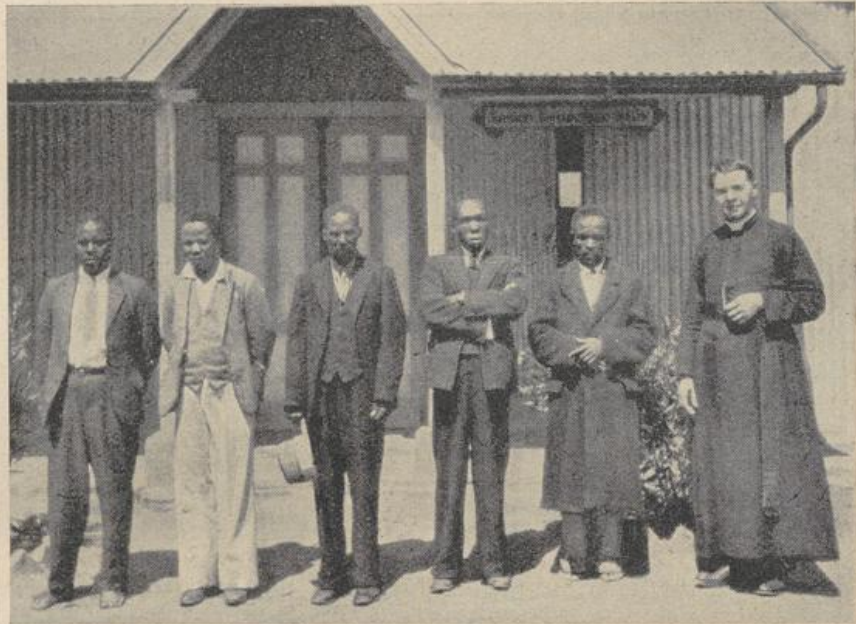


Kirchenbau in Matatiele. H. P. Otto Grimm RMM. im Vordergrunde

Geschäfte in Betracht zieht . . . Es fehlt hier ja fast noch an allem und für ein Stadtkirchlein will man doch auch nicht unwürdig aussehende Sachen haben. Wenn die Syrier hier nicht so gute Katholiken und so edelmütige Menschen wären, würde ich kaum durchkommen. Die Katholiken in Matatiele sind die kleinste Gemeinde zwischen den Andersgläubigen, sie werden aber bald die größte und schönste Kirche haben. Es ist nur schade, daß wir den Turm noch nicht bauen können . . . Ich freue mich aber doch sehr, sagen zu können, daß die katholische Kirche hier auf alle Fälle ein Faktor geworden ist, der von den andern nicht mehr ignoriert werden kann. Unlängst habe ich auch eine Schule für halbweiße Kinder angefangen. So ist jetzt für alle in etwa gesorgt: Für die Weißen, für die Halbweißen und für die Schwarzen. Jeden Sonntag habe ich zwei hl. Messen zu lesen. Um 8 Uhr lese ich die erste hl. Messe und halte dabei eine englische Predigt. Nach einer kurzen Pause folgt dann die zweite hl. Messe mit einer Predigt in der Eingeborenen-Sprache. Nachmittags 2 Uhr gehe ich ins Gefängnis und halte dort für die Sträflinge eine Andacht mit einer Ansprache in der Sesutu-Sprache. Gewöhnlich halte ich den Gefangenen auch noch eine Katechese. Abends um 6 Uhr findet dann wieder für die ganze Pfarrgemeinde sakramentaler Segen in der Kirche statt. Gegenwärtig habe ich eine schreckliche Erkältung. Ich kann nicht sprechen und deshalb auch nicht predigen. Darum

mußte ich heute den Gottesdienst auf die Feier der hl. Messen und den Segen mit dem Allerheiligsten beschränken. So fand ich auch Zeit, Ihnen diesen Brief zu schreiben . . .

Firmung auf der Missionsstation Gardenberg: Die im Jahre 1899 erbaute Missionskirche auf der Missionsstation Gardenberg hätte mindestens noch einmal so groß sein sollen, um die Leute alle aufzunehmen, die herbeigeströmt waren, als Se. Exzellenz Bischof A. Fleischer RMM. am 28. Mai 334 Eingeborenen und Halbweißen das hl. Sakrament der Firmung spendete. Bei dieser Gelegenheit versprach der Missionsbischof



Freiwilliger Arbeitsdienst in der Mission. Das Komitee mit P. Vitalis ^{Fig} und dem Häuptling. (Neubau einer Kirche im Plan)

von Mariannhill seine Hilfe zur Erweiterung der Missionskirche. Dem hochw. P. Roman Martin RMM. muß man Glück wünschen zu der erfolgreichen Arbeit auf seiner zwar armen aber doch blühenden Missionsstation. Der Superior des Distriktes, P. Chrysostomus Ruthig RMM., der früher einmal Missionar von Gardenberg gewesen war, hatte es sich nicht nehmen lassen und war von seiner weit entfernten, neu gegründeten Missionsstation Bizana zu diesem Fest herbeigeeilt, um dem oben genannten Missionar, seinem Mitbruder, bei der vielen Arbeit anlässlich der Firmung etwas behilflich zu sein. Der ehemalige Missionar von Gardenberg war glücklich, einen so großen Fortschritt konstatieren zu können.

Firmung auch in Bizana: Auch auf der neugegründeten Missionsstation Bizana, auf der P. Chrysostomus Ruthig RMM. jetzt stationiert ist, erteilte der hochwürdigste Herr Bischof A. Fleischer RMM. 56 Eingeborenen das hl. Sakrament der Firmung. Andere 29 Eingeborene hatte der seeleneifrige Hirt seines großen Missionsgebietes schon einige Monate früher zu Soldaten unseres Königs Jesus Christus gesalbt.

Da Bizana eine Neugründung ist, herrscht natürlich noch allenthalben die Königin Armut. Eine Kirche gibt es noch nicht. Die Feier des hl. Opfers muß noch immer in einem alten, strohgedeckten Lehmgebäude abgehalten werden. Der Missionar bewohnt eine arme, runde Hütte wie die Eingeborenen. In der nächsten Zeit will er versuchen, wenigstens eine Art Notkirche zu bauen. Hilfe erwartet er in erster Linie vom Himmel und trotz der schweren Zeit in zweiter Linie von guten Menschen und treuen Missionsfreunden.

Ein wichtiger Beschluß des kath. Männer-Vereins in Bulawaho: Schon in der letzten Funkstunde des Mariannhiller Rundfunks wurde berichtet, daß die kath. Vereine der Stadtpfarrei der weißen Katholiken in Bulawaho eine rege religiöse Tätigkeit entfalten. In einer der letzten Versammlungen nun wurde vom kath. Männerverein unter anderem beschlossen, daß ein Pfarr-Baufond angelegt werden soll. Damit gleich ein guter Anfang gemacht und der Beschluß Wirklichkeit würde, soll in nächster Zeit eine erste Sammlung veranstaltet werden. Die tapferen katholischen Männer von Bulawaho wissen schon was not tut in einer Stadt, um das heilige Feuer der Gottes- und Nächstenliebe nicht erlöschen zu lassen und in diesen schweren Zeiten immer ein guter Christ und treuer Katholik zu bleiben. Auch die Katholiken in Rhodesia und in Südafrika wissen, daß Einigkeit stark macht, daß es immer notwendiger wird, ein Herz und eine Seele, eine festzusammenhaltende und eine gut durchorganisierte Familie und Gemeinschaft zu sein. Deshalb kam auch der Beschluß zustande. Es soll, sobald die notwendigen Geldmittel vorhanden sind, ein Pfarr-Gemeindehaus mit einer entsprechend großen Versammlungshalle gebaut werden. In der nächsten Zeit soll auch die ganze Pfarrgemeinde zusammengerufen werden, um die Pläne und Vorschläge der vom Männer-Verein eigens gewählten Baukommission zu hören. Möge der liebe Gott zu diesem schönen Unternehmen seinen Segen geben, damit das Werk gelingt.

11. soziale Haupttagung der Union südafrikanischer Katholiken (CAU.) Wie in der letzten Mariannhiller Funkstunde bereits gemeldet wurde, fand vom 3.—7. Juli in der St. Paulshalle in Greyville, einem Vorort von Durban, der 11. soziale Kurs der CAU. statt. Es hatten sich 250 Delegierte aus 11 apostolischen Vikariaten oder Präfecturen eingefunden. Die meisten Teilnehmer kamen natürlich aus den allernächsten kirchlichen Distrikten, aus dem apostolischen Vikariat Natal und aus dem apostolischen Vikariat Mariannhill. Eine große Abordnung hatte vor allem auch die apostolische Präfectur Umtata entsandt. Die Mehrzahl der Delegierten stellte der Lehrerstand. Die andern Stände waren aber auch vertreten; so unter anderem der Bauernstand, der Handwerkerstand, der Arbeiterstand. In Abwesenheit des Apostol. Präfecten von Umtata, Msgr. E. Hanisch RMM., der das Amt eines Hauptberaters für das Zentral-Büro der CAU. innehat, hatte P. J. Kerautret OMI., der Pfarrer für die Eingeborenen in Greyville, die Organisation der großen Tagung übernommen. Se. Exzellenz, Bischof H. Delalle OMI., der Apostol. Vikar vom Vikariate Natal, eröffnete die Tagung und sagte in seiner Eröffnungsrede unter anderem folgendes: „Erinnert euch stets daran, daß die katholische Kirche von Anfang an Zivilisation und Wohlfahrt und Glück verbreitet hat. Das tut sie auch heute noch. Und weil der gegenwärtige Hl. Vater, Papst Pius XI., das

Beste aller seiner Kinder und aller Menschen will, hat er auch für diese soziale Tagung seinen besonderen Segen geschickt."

Das Programm der Tagung wickelte sich wieder in der bewährten, althergebrachten Form ab. Jeder Tag wurde mit der Darbringung des hl. Opfers und der Anhörung eines geistlichen Vortrages begonnen. Bei der hl. Messe empfingen die meisten Teilnehmer die hl. Kommunion. Anschließend an den Gottesdienst begannen dann die Vorträge und Vorlesungen über die verschiedensten Gegenstände und Probleme.

Auch in diesem Jahre hatte P. Bernard Fuß RMM. die Hauptvorträge übernommen. Er sprach hauptsächlich über: „Führertum.“ Br. Fabian RMM. hielt Referate über landwirtschaftliche Fragen und Probleme. Schulinspektor Mr. A. C. Spargo hielt eine Vorlesung über das Thema: „Der Lehrer und soziale Arbeit.“ P. R. Le Voguer OMI. sprach über: „Katholische Aktion.“ P. J. B. Sauter RMM. hielt ein klares und überzeugendes Referat über: „Die Union der südafrikanischen Katholiken, ihre Natur, ihre Ziele, ihre Wichtigkeit für das geistliche und zeitliche Wohl der Eingeborenen“, und Dr. Mc. Murtrie sprach recht ernst über: „Das Gut der Gesundheit in der Familie.“

Mehrere sehr gute Vorträge wurden von einigen Eingeborenen-Lehrern selbst gehalten. So sprach Mr. Thomas Carey, B. A., über: „Wichtigkeit einer katholischen Lehrer-Union“, Mr. B. W. Vilakazi über: „Eigenschaften eines guten Lehrers“, Mr. B. Malinga über: „Beziehung zwischen Schule und Gemeinde“, Mr. B. Cele über: „Die katholische Presse“ und Mr. R. Jobo, der Hauptlehrer an der Landwirtschaftsschule bei der Missionsstation Reichenau, über: „Landwirtschaft.“

Für die Lehrerinnen wurden auch dieses Jahr wieder einige Spezialversammlungen mit besonderen Vorträgen abgehalten. In diesen Versammlungen sprachen zwei Missions-Schwester vom kostbaren Blute, Sr. Edista und Sr. Gustavina; ferner die Eingeborenen-Lehrerinnen Miß L. P. Vilakazi, Miß A. J. Ngobhozi und Miß M. Mdaki.

Am Abend fand dann sowohl zur Belehrung als auch zur Unterhaltung entweder eine Film-Vorstellung oder dramatische Vorführungen der dramatischen Vereinigung von Mariannhill statt.

Interessant ist auch noch die Feststellung, daß neben den beiden apostolischen Vikaren von Natal und Mariannhill über 40 Priester, die 7 verschiedenen Orden und Missionskongregationen angehören, zur Tagung erschienen waren. Von 4 Missionsbezirken, die von 3 anderen Missionsgesellschaften missioniert werden, trafen Briefe ein, die Entschuldigungen enthielten, weil es wegen der weiten Entfernung unmöglich gewesen war, einige Delegierte zu schicken. Da aber auch dort die Union südafrikanischer Katholiken schon eingeführt ist, hat sich diese Organisation jetzt schon über 15 Missionsgebiete ausgedehnt, die von 10 verschiedenen Missionsgesellschaften missioniert werden.

In Wahrheit, die Kleinen verlangen nach Brot, und keiner ist, der es ihnen bricht. Die Länder sind reif für die Ernte, und zwar zu einer reichen Ernte, der Arbeiter aber sind nur wenige. Darum ermahnen wir Euch, die Missionen angelegentlichst und mit allem Nachdruck zu unterstützen.

Papst Leo XIII.



St. Michael
Völkerschlachtdenkmal in Leipzig

Erlebnisse im Missionslande

In weiter, menschenleerer Gegend Kroatiens zieht ein flotter Handwerksbursche seines Weges — vor bald 60 Jahren . . . Hinter ihm die endlose staubige Straße, vor ihm ein am Horizont auftauchender Wald.

Der Wanderer ist jung und rüstig, ein Maurergeselle von kleiner Statur und großem — Durst. Es soll damals ein leichtfertiges Bürschchen gewesen sein, das die Kirchenwände nur von außen, die Kneipen und Tanzlokale umso besser von innen kannte! — Doch eben hier und heute ist er ungeahnterweise am entscheidenden Wendepunkt seines Lebens angekommen.

In Hoffnung auf ein gutes, aber noch in weiter Ferne liegendes Nachtquartier hurtig voranschreitend, hört er auf einmal hinter sich ganz merkwürdige Töne . . . Umschauend, rast ein Ungetüm wie ein riesiger Hund mit glühenden Augen und schnaubendem Rachen auf ihn los. — Den einsamen Wanderer packt heillose Angst und galloppierende Flucht vor dem Verfolger. Das Ungetüm kommt näher und näher. Schon versagen Kräfte und Atem. Im nächsten Augenblicke werden die drohenden Krallen und Zähne ihn zerreißen. — Da steht zur Rechten der Landstraße ein steinernes Kreuz, — seine Rettung! Der Todgeweihte birgt sich hinter ihm, umflammert es mit dem Hilferuf um Schutz und Erbarmen und sieht — keine Spur mehr von dem Ungetüm!! — — Es war verschwunden und der Gerettete gelobt zu Füßen des Kreuzes ein neues, besseres Leben!

Nicht sehr lange darauf klopft er an der Pforte des eben erstehenden Trappistenklosters Maria-Stern in Bosnien . . . Unter der strammen Leitung des Gründers, P. Franz Pfanner, wird aus dem gründlich Befehrten bald ein musterhafter Novize, fleißiger Arbeiter und großer Väter. Er zieht 1880 mit nach Afrika und erlebt die Strapazen der Neugründung von Dunbrody am Sunday-River. Vom Gebetsgeiste erfaßt, versucht er mit Erlaubnis des Obern das Leben eines Einsiedlers in der großartigen Wildnis und Einsamkeit des Kaplandes. — Doch Erfahrung und knurrender Magen führen ihn wieder ins werdende Kloster, das bald mit dem unvergleichlich besseren Mariannhill vertauscht wird. Da fand er seine eigentliche Erdenheimat.

Nun begann ein 40 jähriges, arbeits- und opferreiches Missionsleben für den eifrigen Ordensbruder. Als Steinbrecher und Maurer in afrikanischer Sonne unzählige Schweißtropfen vergießend, half er, eine ganze Reihe Missionsbauten, Schulen, Kapellen und Kirchen errichten. Seine letzte steht im äußersten Nordost-Winkel des heutigen Mariannhiller Vikariates, ein geräumiger, massiver Steinbau mit Turm, — das Feierabend-Werkstück des Wanderers, der zu Füßen des Kreuzes in plötzlicher Einklehr und Umkehr mit dem Ordens- und Missionsberufe den Frieden gefunden. Schon über 70 Jahre alt, wollte er noch trotz mangelnder Kraft in schwerer Arbeit den Turm vollenden. Doch Gott nahm mit dem guten Willen vorlieb und holte den getreuen Knecht zur wohlverdienten Ruhe unter den Schatten des ewigen Lebensbaumes . . .

Außer Kirchen und Kapellen errichtete der gute Bruder noch viele andere Wahrzeichen der Mission im Heidenlande. Da ein Kreuz ihn gerettet, drängte es ihn lebenslänglich zur Aufrihtung von Kreuzen, wo immer sich Gelegenheit dazu fand. Noch heute stehen so manche dieser Erinnerungszeichen in Holz und Stein auf Anhöhen, Hügeln und Bergen der verschiedensten Mariannhiller Stationen, wo der unermüdlche Missionspionier gearbeitet.

Der Erzähler lernte den „Bruder Kreuz=Aufsteller“ vor Jahrzehnten kennen und schätzen. Er war eine gute Seele von erstaunlichen Einblicken in die innere Welt des Glaubens. Einer der größten Väter der Gründungsperiode, voll Einsicht, Treue und nie versagender Ausdauer. Aus öfteren Unterredungen könnte höchst Erbauliches von der tiefen Religiosität und reifen Tugend des Heimgegangenen berichtet werden. Bis ins hohe Alter erhob er sich jeden Morgen gegen 2 Uhr vom harten Lager und bezog seinen Gebets=Wachtposten in der Missionskirche. Er blieb lebenslänglich Vegetarianer, Geißel und bittere Kräuter waren sein „Gewürz.“ Täglich sah man ihn dreimal den Kreuzweg auf „den Knien gehen.“ Der Rosenfranz kam nur bei der Arbeit aus der Hand . . .

Jedermann bewunderte damals seine „Lieblingsleistungen“, die ragenden Kreuze auf weit ins Heidenland schauenden Bergfegeln. Einige stehen so hart am Rande überhängender Felsen, daß man staunt, wie der kleine Mann die oft schweren Felsstücke anbringen und zu einem Kreuze aufstürmen konnte!

Zu seinen lieben Kreuzen pilgerte der Bruder nicht selten und gedachte der Stunde, wo ein Kreuz am Wege in Kroatien ihn so wunderbar gerettet, befehrt und zum Trappisten und Missionar gemacht hatte. Für diese Gnade sandte er wohl Millionen Ave Maria zum Himmel, der Mittlerin alles Guten zu danken. Mit 77 Jahren rief sie ihn in die himmlische Heimat und zwar im Monat des Festes der Erhöhung des hl. Kreuzes 1923. Eben sind es im hl. Jahr volle 10 afrikanische Sommer, daß der gute und getreue Knecht unter den Cyressen jener Missionsstation der Auferstehung harret, wo er sein heroisches Arbeits-, Gebets- und Bußleben im Frieden der durch das hl. Kreuz Erlösten glücklich beschloß, um ewig die Früchte des wahren Lebensbaumes zu verkosten. R. I. P. Ein Südafrikaner

Die große Macht des Rosenkranzes

Einer wahren Begebenheit nacherzählt von M. Gierten

In einem vornehmen Badeorte war es. „Bleibt es bei der Abreise der Damen für morgen?“ fragte mit etwas ironischem Lächeln Herr von Harben seine Schwägerin und deren Mutter.

„Unwiderruflich“, antwortete die jüngere Dame, „ich blieb schon länger, als ich bei meinem Weggange von Haus beabsichtigte. Wir fahren in der Frühe um 7 Uhr ab; der Wagen ist schon bestellt, der uns ans Schiff bringen soll, dann werden wir um 11 Uhr unser Ziel erreicht haben.“

„Wenn ich nicht bedauerte, daß mir dieser Plan die Damen entführt, so würde ich nichts einzuwenden haben gegen diese Pilgerfahrt christlicher Mütter“, entgegenete er abermals spottend, „ich bitte nur, daß sie in Einsiedeln ihres Glaubensbruders gedenken, wenn sie in Verzückungen sind!“

„Du bist unverbesserlich, lieber Edgar“, erwiderte die Schwägerin, „es ist dir nichts zu heilig, das dich hinderte, die Pfeile des Spottes abzusenden. Gewiß würdest du keine Witze machen über unsere Wallfahrt, wenn du einmal darüber nachdenken wolltest, was der Zweck einer solchen ist. Es würde dir auch recht heilsam sein, das glatte, schlüpfrige Parkett zu verlassen und den Ernst des Lebens einmal zu bedenken.“

Die junge Frau hatte kaum ausgesprochen, so kam wieder eine Spottrede über den Mund ihres Schwagers. Aber jetzt sprach die ältere Dame zwar sehr freundlich, aber entschieden: „Baron Harben, bis hierher — aber nicht mehr weiter! Ihr Bruder Franz hat meiner Tochter die Erlaubnis gegeben, mich auf meiner Pilgerfahrt begleiten zu dürfen, und wir freuen uns längst, gemeinschaftlich die Reise machen zu können.“

„Franz müßte ein Barbar und nicht mein Bruder sein, wenn er Theresese seine Zustimmung versagt hätte“, war die Antwort, „denn er hätte ihr ja dadurch die Möglichkeit abgeschnitten, einstens selig oder heilig gesprochen zu werden. Welcher Stolz für die künftigen Generationen, eine Heilige in der Familie aufzählen zu können!“

In der Frühe des andern Morgens stand er zeitig am Wagen, um den Damen Lebewohl zu sagen und glückliche Reise zu wünschen; dann reiste auch er im Laufe des Tages in die Residenz zurück, wo er in unabhängigen Verhältnissen als Junggeselle lebte. Nach seiner Heimkehr konnte er es sich nicht versagen, die frommen Pilgerinnen auch brieflich zu verspotten. Als guter Karrikaturzeichner zeichnete er ein Bild, das die Damen in dem Augenblicke zeigte, wo sie in den Wagen einstiegen. Mit fabelhafter Phantasie war der Wagen gemalt, hoch aufgepackt mit lauter Gebetbüchern der verschiedensten Größen; lange Rosenkränze hingen von oben nach allen Seiten herunter. Auf dem Wagen stand die Inschrift: „Pilgerfahrt christlicher Mütter“; die Adresse lautete: „An Ihre apostolischen Gnaden, die Generaloberin der Gebetsvereine.“ Er legte alles zusammen in ein Paket und sandte es in die Wohnung der Frau von Wilden.

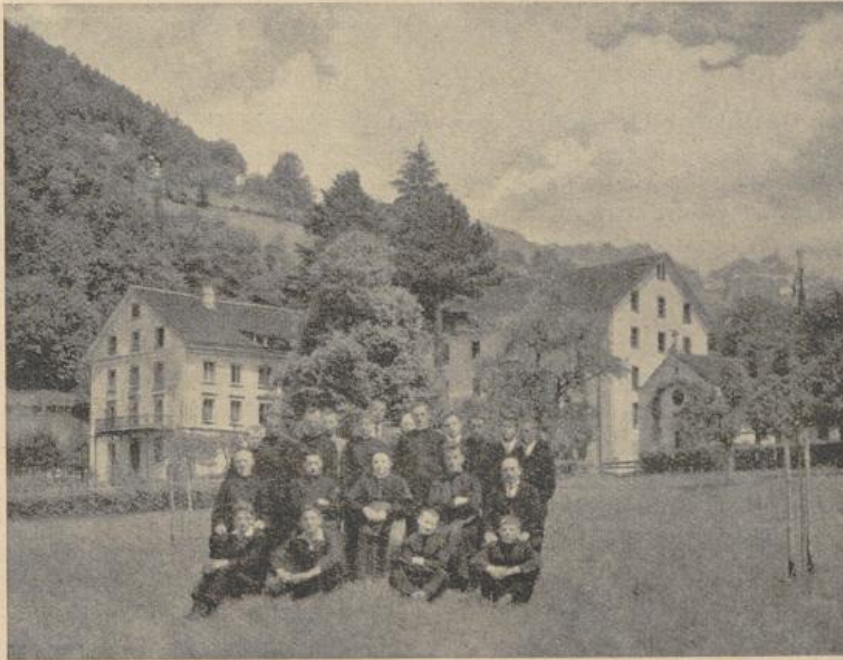
Am Tage nach der Rückkehr der Damen erhielt der Baron folgenden Brief von Frau von Wilden: „Ihre Zusendung habe ich richtig empfangen, und ich konnte nur über die Phantasie staunen, welche eine derartige, mir unbegreifliche Zeichnung zusammenzustellen vermochte. Was die Wallfahrt der christlichen Mütter betrifft, so fiel sie zu unserer gänzlichen Befriedigung aus. Wir haben aus der reichen Quelle dieser Gnadenstätte geschöpft und im Gebete aufrichtig aller derer gedacht, die uns nahestehen und denen es nicht vergönnt war, gleich uns ihr Anliegen persönlich in der Gnadenkapelle von Maria Einsiedeln der Mutter Gottes vorbringen zu können. Als Zeichen, daß ich auch Ihrer besonders gedachte, sende ich beifolgenden geweihten Rosenkranz. Das Leben zählt nicht immer heitere Stunden, die Weltfreuden sind unbeständig und geben keine wahre Befriedigung. Wenn einmal die ernsten Stunden an sie herantreten, und die Sehnsucht erwacht, den Sinn nach oben zu richten, dann vergessen Sie nicht, lieber Baron, daß der Rosenkranz die Kette ist, welche uns mit der Mutter Gottes vereinigt. Leider muß ich den Titel „Apostolische Gnaden“, welchen Sie mir gegeben, als mir nicht gebührend zurückweisen. Nur wenn ich die Freude haben dürfte, daß Sie diesen Rosenkranz freundlich aufnehmen und denselben gebrauchen möchten, würden Sie mir die Gelegenheit gegeben haben, daß ich mich an einem Apostolat beteiligt hätte.“

Der Empfänger war etwas betroffen über diesen im ganzen so ernsten Brief. Er schrieb sofort eine freundliche Antwort zurück mit herzlichem Dank und der Versicherung, „er werde den Rosenkranz hoch in Ehren halten und ihn an sein Bett hängen, um ihn stets im Auge zu haben.“

Zwei Jahre waren vergangen. Herr von Harben erkrankte schwer. Wie er selbst erzählte, bekam er eines Tages peinliche Erstickungsanfälle, welche durch falsche Herztätigkeit entstehen, dabei schlug er in heftigen Schmerzen

die Augen auf — und unwillkürlich blieb ihm der Blick regungslos wie gebannt auf dem Rosenkranz geheftet, der an der Wand über ihm hing. Und als der Anfall vorüber war, griff die matte Hand nach der kleinen Perlenschnur, nahm sie herab und drückte sie innig an Mund und Herz. Stumm hielt er ihn lange in der Hand.

Gott allein weiß, was in diesem Augenblick in der Seele des Kranken vorgegangen ist. Der lebendige Glaube war wiederum angefacht in dem Geiste, der einst in des Knaben Herz gelegt worden war. Er kehrte gänzlich und gründlich um. Er bekannte seiner Schwägerin offen und freimütig,



St. Joseph, Altdorf (Uri)
die Klostergemeinde mit den ersten Studenten und Missions-Kandidaten
(in der Mitte Msgr. E. Hanisch, Apostolischer Präsekt von Umtata)

welch ein gewaltiger innerer Vorgang sich an den Rosenkranz knüpfte; die Sehnsucht nach Gott und nach der Vereinigung mit ihm im heiligen Sakramente erwachte.

Der frühere Lebemann und Glaubensspötter bekehrte sich zu Gott. Und von da an erfüllte ein neuer Geist seine Seele, der ihm den Verkehr mit Gott in seiner ganzen Süßigkeit zeigte. Recht treffend und wahr sagte er: „Wahrhaft glücklich ist nur der, welcher die Freundschaft, die Gott ihm anbietet, mit wahrer Freundschaft erwidert.“

Dich lieben, Gott, ist Seligkeit
Und tun, was dir gefällt,
Gibt größere Zufriedenheit,
Als alles Glück der Welt.

Mit bewunderungswürdiger Geduld ertrug er ein jahrelanges Siechtum und überaus peinliches Krankenlager. Die heiligen Sterbesakramente empfing er auf seinen Wunsch verschiedene Male, ehe die letzte Stunde wirklich eintrat.

Das Auge war schon gebrochen, die Stimme versallen, und die Hände waren so schwach, daß sie den Rosenkranz nicht mehr zu halten vermochten: da bat er, man möge ihm denselben um den Hals hängen, und so verschied er fromm und gottergeben, gläubig hoffend auf die Fürbitte der Mutter Gottes bei ihrem Sohne, um ein gnädiges Gericht dort oben zu finden.

Laien-Apostolat unter den eingeborenen Katholiken in Südafrika

Von P. Vitalis Fug RMM.

In den letzten Jahrzehnten kam immer eindringlicher und mahrender der Ruf zum Laien-Apostolat vom Stellvertreter Christi aus Rom. Dieser Ruf hat schönes Echo gefunden in der europäischen Heimat. Er findet aber seine Ausführung und Verwirklichung auch unter den eingeborenen Katholiken in Südafrika. Eigentlich ist das Laien-Apostolat in sich etwas selbstverständliches. Wer vom Geiste Gottes erfaßt ist und die Liebe Christi in sich trägt, kann nicht anders als irgendwie diesen Geist in tätiger Liebe wirksam mitteilen und durch selbstlose Hingabe andere in diesen Bereich ziehen. Oft kann der Missionar unter den einfachsten Leuten seiner Christengemeinde diesen lebensfrischen, geistvollen, urchristlichen Einfluß auf die Umgebung zu seiner Freude wahrnehmen.

Besonders schöne Gelegenheit zu sozialem, sittlichem und religiösem Apostolate ist unseren katholischen schwarzen Lehrern gegeben auf Grund ihres Bildungsganges und der Stellung, die sie später einnehmen. Ihr ganzer Bildungsgang von 4—6 Jahren nach Abschluß der Volksschule ist auf dieses dreifache Apostolat eingestellt. Die wissenschaftliche Ausbildung und Befähigung ist unter strengster Kontrolle des staatlichen Erziehungs-Departements. Hat der Lehrerkandidat seinen Studienlauf erfolgreich beendet, so folgt die Anstellung. Für 1—2 Jahre bekommt er einen Hilfslehrer-Posten, um praktische Erfahrungen zu sammeln. In den katholischen Schulen in Südafrika erfolgt die Auswahl und Anstellung des Lehrers durch den Missionar. Das Erziehungs-Departement zahlt durch den Missionar das monatliche Gehalt. Der Lehrer ist gut bezahlt. Der Gang der Schule steht dafür unter direkter Kontrolle des Staates. Dieser sendet oft mehrmals im Jahr seine Inspektoren, um nachzusehen, zu prüfen, Anweisung und Ratschläge zu geben. Die Lehrer sind zum Wohl des Ganzen in doppelter Abhängigkeit vom Missionar und Erziehungs-Departement. Des Lehrers Pflicht ist: fünf Stunden täglich zu unterrichten, einschließlich einer halben Stunde Religionsunterricht und einer Stunde Hand-, Feld- oder Gartenarbeit und entsprechende Vorbereitung für diese fünf Stunden. Es ist das keine Überlastung, nicht einmal eine starke Arbeitsbelastung für einen Lehrer nach einer Praxis von 1—2 Jahren, ganz besonders, wenn ihm wegen entsprechender Kinderzahl 1—2 Hilfslehrer zur Seite stehen. Dazu kommen noch manche freie Schultage kirchlicher oder staatlicher Art. Die Pflichtarbeit für einen erfahrenen Lehrer beansprucht eigentlich nur einen Teil seiner Arbeitskraft und Arbeitszeit und er hat damit eine gute und geachtete Lebensstellung. Er steht in der ersten Reihe der sozialen Stellung seines Volkes. Es bleibt ihm neben der Pflichtarbeit noch viel Zeit und Kraft und



H. P. Schwemmer und H. P. Vitalis Fux mit dem Stammeshauptling
in Revelaer (Südafrika)

Gelegenheit übrig, um soziale Arbeit zu tun unter seinen Stammesbrüdern, die zumeist an Bildung, Lebensbedingung und sozialer Stellung tief unter ihm stehen. Der Lehrer kann und soll Überstunden tun für die Kinder. Er kann und soll Lehrer und Führer und Helfer auch den Erwachsenen sein.

Es besteht kein Schulzwang in Südafrika. Gewöhnlich ist es nur ein ganz kleiner Prozentsatz aller Kinder um seine Schule herum, die die Schule wirklich besuchen. Sogar von den getauften Kindern kommen nur wenige in manchen Gegenden in den Schulunterricht. Andere werden abgehalten durch die teils heidnischen Eltern, andere mögen nicht und niemand treibt sie, niemand holt sie, und wieder andere können nicht, weil sie nicht einmal ein

Hemdchen, geschweige eine Hose haben. Da ist es des Lehrers Aufgabe, Aberstunden für die Kinder zu tun, nachzusehen, zu holen, mit den Eltern in Verbindung zu treten, zu helfen wo er kann und dem Missionar zu berichten.

Gleicherweise aber soll der Lehrer sich auch der Erwachsenen annehmen. Es ist dringend notwendig, daß er Burschen und Mädchen, Frauen und Männer zu gesonderten Vereinen religiöser und sozialer Art heranzieht und durch wohl vorbereitete Ansprachen und Unterrichte neue, gute und gesunde Ideen religiöser und sozialer Lebensanschauung in das Unkrautfeld ihres heidnischen und brachliegenden Geistes hinein sät. Auf diese Weise wird der Lehrer eine mächtige Hilfe des Missionars. Er wird mit ihm ein Glaubensbote und Kulturträger unter seinen Stammesgenossen. Er wird zum Laienapostel im Missionsland.

Es gibt unter den eingeborenen Lehrern hervorragende Beispiele von bewunderungswürdigem und erfolgreichem Laien-Apostolat. Während ich dieses schreibe, stehen mir mehrere Beispiele vor Augen, deren Zeuge ich selber war und bin. Es mag genügen, auf eines dieser Beispiele etwas näher einzugehen, und von der Tätigkeit eines solchen Laienapostels zu erzählen.

Bartholomäus Pungula ist sein Name. Talentvoll und fleißig und tiefreligiös persolvierte er erfolgreich das Lehrer-Seminar in Mariannahill. Zuerst war er als Hilfslehrer einige Zeit tätig. 1927 wurde er vom Missionar von Mariannahill auf der Außenstation St. Raphael als Hauptlehrer angestellt. Die Schule ist unter der Kontrolle des Erziehungs-Departements. Er fand zwischen 50—60 Kinder vor. Ein zweiter Lehrer stand ihm zur Seite. Die Schulkinder waren wenigstens zwei Drittel andersgläubig, die keineswegs die Absicht hatten katholisch zu werden, sondern eben nur deshalb kamen, weil sie keine eigene Schule in der Umgebung hatten. Ein Katechet mit einem Gehalt von 60 Mark monatlich sollte für die Gemeinde nach der religiösen Seite hin sorgen. Das Schulhaus, die Wände aus Lehm und Rasen mit einem freundlichen Anstrich innen und außen und einem Blechdach diente gleichzeitig als Kapelle für die Gemeinde. Der Gottesdienst war fleißig besucht. Wenn der Missionar nach 14 Tagen hinkam gab es gewöhnlich 50—70 Beichten und hl. Kommunionen. Die Herz Jesu-Bruderschaft bestand an dem Orte, aber nur insofern, als die Namen der meisten kommunizierenden Katholiken im Bruderschaftsbuche eingetragen waren. Eine spezielle Organisation derselben mit besonderem praktischen Arbeitsziel gab es nicht. Drei oder vier erwachsene Mädchen gehörten dem Marienverein an. Das religiös-kirchliche Leben war nicht schlecht, aber auch nicht blühend. Der Katechet hatte nur eine sehr kleine Zahl von Katechumenen, im Ganzen nur 8 Personen, die sich auf die hl. Taufe vorbereiteten, obwohl viele hunderte von Heiden in der Umgebung waren. Ein besonderes Äbel in der Gegend war, daß viele getaufte Kinder aus mancherlei Gründen keine Schule besuchten, infolgedessen keinen Religionsunterricht bekamen und nie zum Empfang der hl. Sakramente gelangten, einfach heidnisch heranwuchsen. Die ganze große Gegend im Umkreis der Schule war Reserve-Gebiet der Schwarzen, von denen der größte Teil noch heidnisch war und der christliche Teil zerfiel auf mancherlei Seiten. Diese Schule, und nicht nur die Schule, sondern der ganze Umkreis wurde im Januar 1927 das Arbeitsfeld des Lehrers, das Feld seines Laien-Apostolates.

(Schluß folgt)

Gerettet! – Verloren?

Etwas vom menschlichen Wollen und Laufen und vom Geheimnis der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit in Südafrika

Von P. Vitalis Fug RMM.

(Schluß)

Die Frau wurde aufgenommen in die Gnaden-Ordnung, die aufgestellt ist durch Jesus Christus unsern Gott und Erlöser. Sie ging heim ins Vaterhaus. Ihr Tod war kostbar und trostreich, weil ihr im Tode das Glück zuteil wurde, das Siegel der Kindenschaft Gottes in der hl. Taufe zu erlangen — fast auf wunderbare Weise! Aber zwei hatte ich an jenem Tage auf dem Wege zur Ewigkeit angetroffen.



Studenten des Mariannhiller Missions-Seminars Altdorf (Schweiz)
auf Wanderung. Im Hintergrund: Uri-Rosstock

Das Bild des Jünglings am Flusse war mir Tag und Nacht in der Seele gegenwärtig. Ich sah die Gefahr, die seiner unsterblichen Seele drohte. Furchtbare Fesseln hielten ihn festgekettet an das Reich der Finsternis und des Verderbens. Vierzehn Tage vergingen, keine Stunde hatte ich ihn vergessen. Ich sagte mir, hier geht es um eine unsterbliche Seele. Gerufen bin ich nicht, aber heute gehe ich hin. Bald war das Pferd gesattelt und ich unterwegs. Nach zweieinhalb Stunden kam ich zum Kraal, den ich mir wohl gemerkt hatte. Vater und Mutter des Jünglings waren daheim, beide heidnisch und wie ich jetzt sah, beide Erzzauberer, gekleidet in Tierfelle, geschmückt mit Perlschnüren und den üblichen Abzeichen ihrer Teufelswürde und Teufelsgewalt. Die Gesichter der Frauen und Mädchen, die bei ihr waren, waren mit kupferfarbiger Erde beschmiert. Es ging was vor. Ich merkte es gleich. Auf den Grasdächern der sechs Hütten waren 1,5 Meter lange Stecken aufgesteckt, alle von der Hütte aus mit derselben kupferfarbigen Erde beschmiert. Um die Hütten herum waren Pfähle in den Boden gerannt, die auf gleiche Weise beschmiert waren. Der Hofring um die

Hütten herum war in peinlicher Ordnung gehalten. Seitwärts im offenen Ruhstall war an einem Pfahl ein weißlich rot und schwarz gefleckter großer Ochse festgebunden. Ein ziemlich großer Holzstoß lag bereit und zwei oder drei große eiserne Kessel, alles in der Nähe des Ochsen in der offenen Hürde. Den Jüngling, den ich suchte, sah ich nicht! Ich fragte die Leute: „Wo ist Umbuhelwa?“ so hieß er nämlich. Zuerst wollte man ihn garnicht kennen. Schließlich wies ein Mädchen, wohl seine Schwester, mit der Hand nach einem etwa 20 Schritte abgelegenen Busch hin und sagte: „Da drüben ist er und kocht sich seine Medizin.“

Ich ging zu ihm hin und erschrak, wie ich ihn wieder sah. Ein wandelndes Totengerippe mit Haut überzogen, kauerte er auf dem Boden. Das war es, was ich traf. Ein kleines Feuer brannte neben ihm, auf dem auf einem Dreifuß ein Topf mit Kräutern kochte. Er rührte mit einem Stücklein Holz die Brühe im Topf. Ein seltsam flackerndes Licht traf mich, als ich in den tiefen Augenhöhlen seine Augen suchte. Ich grüßte und fragte: „Mbuhelwa, wie geht es dir jetzt?“ Er erkannte mich gleich wieder und sagte: „O, du bist es, Weißer! Ich bin zwar schwach, aber ich habe gute Hoffnung, bald gesund zu werden!“

Ich hatte vermutet, er sei nun auch von seinem nahen Tode überzeugt, statt dessen hörte ich ihn von Hoffnung, Genesung und baldiger Gesundheit sprechen. Erstaunt fragte ich deshalb: „Wo kommt denn deine Hoffnung her?“ — „Ja“, fing er zu erzählen an, „mein Vater, ein Zauberer, ging zu seinem Freund, dem Großzauberer Mfika nach Lufasa. Der hat mit den Amakosi-Geistern der Vorfahren im Jenseits gesprochen. Mfika machte dann folgende Mitteilung: ein junger Bursche ist mein Feind, weil er das Mädchen, das mich liebt, haben will. Er kann aber das Mädchen nicht von mir abwendig machen. Ihre Liebe zu mir ist zu groß. Darum hat er mir bei einer Gelegenheit Gift gegeben, um durch meinen Tod zum Ziel zu gelangen. Meine Krankheit ist nicht in der Lunge, sondern im Magen. Das viele Husten kommt vom Magenweh. Als er dann die Amakosi wieder fragte, ob ich sterben werde oder gesund werden würde, erhielt er den Bescheid, mein Vater solle zu einem andern Zauberer und Medizinmann gehen, der weit weg wohnte. Dieser Medizinmann besitze ganz kleine winzige Tierchen. Wir sollten einige dieser Tierchen erstehen und dann daheim den größten und schönsten Ochsen, den wir hätten, den Amakosi opfern. Von dem geopfertem Ochsen solle einiges Blut genommen und mit den zerriebenen Tierchen und dem Saft gewisser Pflanzen vermischt werden. Sobald ich dann diese Medizin getrunken, würde ich dann sogleich gesund werden. Mein Bruder ist vorgestern zum Medizinmann gegangen. Er kommt bald wieder. Der Ochse ist bereit, du siehst ihn ja dort festgebunden und die Medizinkräuter kochte ich soeben. In wenigen Stunden ist mein Bruder zurück, dann wird den Amakosi das Opfer dargebracht, ich trinke die Medizin und werde gesund.“ Ein Hoffnungsschimmer leuchtete aus den tiefen Augenhöhlen. Gerne hätte ich ihn in seiner Hoffnung auf Diesseitsleben bestärkt, aber ich mußte an die Seele denken, die über dem Abgrund des Verderbens hing und nur an einem dünnen Fädchen noch schwebte nach unserem menschlichen Ermessen.

Ich schaute ihm fest ins Auge und sagte: „Mein lieber Mbuhelwa, der Zauberer hat dich belogen und betrogen. Du bist nicht vergiftet, du bist nicht magenkrank, sondern deine Lungen sind versauert, deine Medizin ist umsonst, deine Stunden sind gezählt. Deine Lebenszeit ist vorbei, in drei Wochen bist du nicht mehr unter den Lebenden!“

Ganz wunderbar wehmütig schaute er mich an und sagte: „Missionar, vielleicht hast du recht. Der Zauberer hat mich schon früher einmal betrogen. Hast du ein Mittel für mich mitgebracht?“ Ich sagte: „Ja, aber nicht für deinen Leib, denn darüber hat Gott schon entschieden, aber für deine Seele, für deinen Geist!“ Ich ließ mich ihm gegenüber auf's Gras nieder und begann wieder über den lieben Gott zu sprechen, über das Erdenleid, über die Kürze des Lebens, den schönen Himmel, den ein lieber, guter Vater da oben für seine Kinder nach dem Tode bereitet hat. Er fragte, ob ich auch ein Zauberer sei und mit den Amakosi, mit den Geistern der Weißen im Jenseits in Verbindung wäre oder woher ich denn das wüßte. Ich kam auf den lieben Heiland zu sprechen, erzählte ihm so kindlich und so lieb als ich konnte von der Liebe des Sohnes Gottes, von seiner Geburt, seinem Leben, Leiden und Tod und Auferstehung, und wie er uns durch sein Evangelium die Kenntnis von der Himmelsheimat gebracht habe. Dann leitete ich das Gespräch auf die hl. Taufe über, ob er nicht auch ein Kind Gottes werden wolle, damit Freude und wahre Hoffnung in seine Seele einziehe im Angesicht des nahen Todes. Er wies ab und sagte, er wolle noch nicht sterben und wenn es doch sein müßte, sei er mit den Amakosi zufrieden, wolle zu ihnen gehen, wo alle seine Vorfahren hingegangen und wo seine Eltern hingehen würden. Das Ding der Taufe kenne er nicht, das sei etwas für die Weißen und in den Himmel wolle er nicht. Er wolle nicht die Geister der Vorfahren betrüben, sondern beim Tode in deren Gesellschaft eingehen. Wenn er auch bald sterben werde, sein Vater, ein Zauberer, werde ihn, d. h. seinen Geist zurückrufen, dann werde er als Schutzgeist bei seinen Angehörigen sein, ganz besonders aber, sollte sein Vater nicht herausbringen, wer ihn vergiftet habe und ihn nicht rächen, dann werde er es nach seinem Tode tun.

Bei all diesen Ausführungen war er nicht ärgerlich, nicht böse, nicht aufgeregert, sondern sprach ruhig, überzeugt, daß er im Recht sei und in keiner Weise böse handle oder rede. Von Zeit zu Zeit ruhte er etwas aus beim Sprechen und fuhr dann in seiner Weise weiter und ließ mich die Tiefe der Finsternis und des Heidentums in seiner Seele ahnen. Es bangte mir, ja ich erschauerte in mir selbst. Menschliche Mühe um diese Seele schien umsonst zu sein. Nur Gottes Barmherzigkeit konnte helfen. Sie rief ich an.

Ich war lange bei ihm, mahnte, sprach liebevoll, betete im Herzen, betete ihm vor, ließ ihn Gebete zu Jesus und Maria nachsprechen. Er tat es mechanisch, äußerlich in der Erwartung, es möchte seine Medizin, die im Topfe brodelte, kräftiger machen. Aber seine Seele nahm kein Samenkornlein christlicher Gesinnung, keinen guten Gedanken in sich auf. Alle Mühe war umsonst. Ich mußte wieder abziehen. Vor dem Abendgebet sprach ich wieder zu der Stationsgemeinde und bat selbe für ihn zu beten. Als am Schlusse wiederum gebetet wurde: „Heiligstes Herz Jesu, das du Todesnot für die Sünder gelitten hast, erbarme dich derer, die in Todesnot sind“, dachte jedes Kind an ihn, und ich nicht weniger.

Eine Woche verging. Ich wußte, seine Tage waren gezählt. Ich rief meinen schwarzen Katecheten Simon, eine gute, heilige Seele voll Eifer, und hoffte, daß, was ich nicht erreichen konnte, er vielleicht erreichen würde. Er ging hin. Den ganzen Tag wartete ich auf seine Rückkehr. Tagsüber kamen drei Krankenrufe für den folgenden Tag, alle drei weit abliegend und weit auseinander. Spät am Abend kam der Katechet. „Wie ist es gegangen?“ war meine erste Frage. „Es war alles umsonst“, lautete die Antwort. „Ich fand ihn im Kraal auf seiner Matte liegend. Er kann sich nicht

mehr aufrichten, er kann nicht mehr reden, nur noch hauchen. Ich habe es lange versucht. Mit den Händen machte er eine schwache, abwehrende Geste. Als ich mein Ohr seinen Lippen näherte, hauchte er stoßweise die Worte heraus: Nein, nein, laß mich in Ruhe, ich will keine Taufe.“

Es war Dienstag. Für den Donnerstag hatte ich dort in der Nähe Gottesdienst angesagt. Ich fragte den Katecheten, ob ich den Burschen am Donnerstag wohl noch lebend treffen werde. Er sagte, er glaube es nicht. So nahm ich mir denn vor, in aller Herrgottsfrühe mein Pferd zu besteigen, die drei Krankenrufe zu erledigen und trotz des Umweges nochmals hinzugehen. So tat ich es. Gegen 4 Uhr nachmittags kam ich hin und fand ihn nicht mehr, wohl aber seinen Vater, wie er eben das Grab zuschaukelte. Bald nach seinem: „Nein, nein, laß mich in Ruhe“ verschied er. Einen Augenblick war ich äußerlich wie versteinert beim Anblick des frischen Grabes, dachte an die Frau auf der Höhe droben, die vor zwei Wochen im Augenblick des Todes die Taufnabe erhielt, ich dachte an den Jüngling im Grabe, der im Angesichte und im Augenblicke des Todes die Gnade abwies. Ich dachte an Gottes Gnadenwahl und an jenes andere Wort der Hl. Schrift: „Zwei sind auf dem Wege (zur Ewigkeit), der eine wird gerettet — der andere — verdammt?“ Es löste sich etwas in mir. Tränen flossen über meine Wangen hinab auf den frischen Grabeshaufen, in dem der unglückliche Jüngling eingebettet war. Ach, wären doch diese Tränen Taufwasser für seine arme Seele geworden!

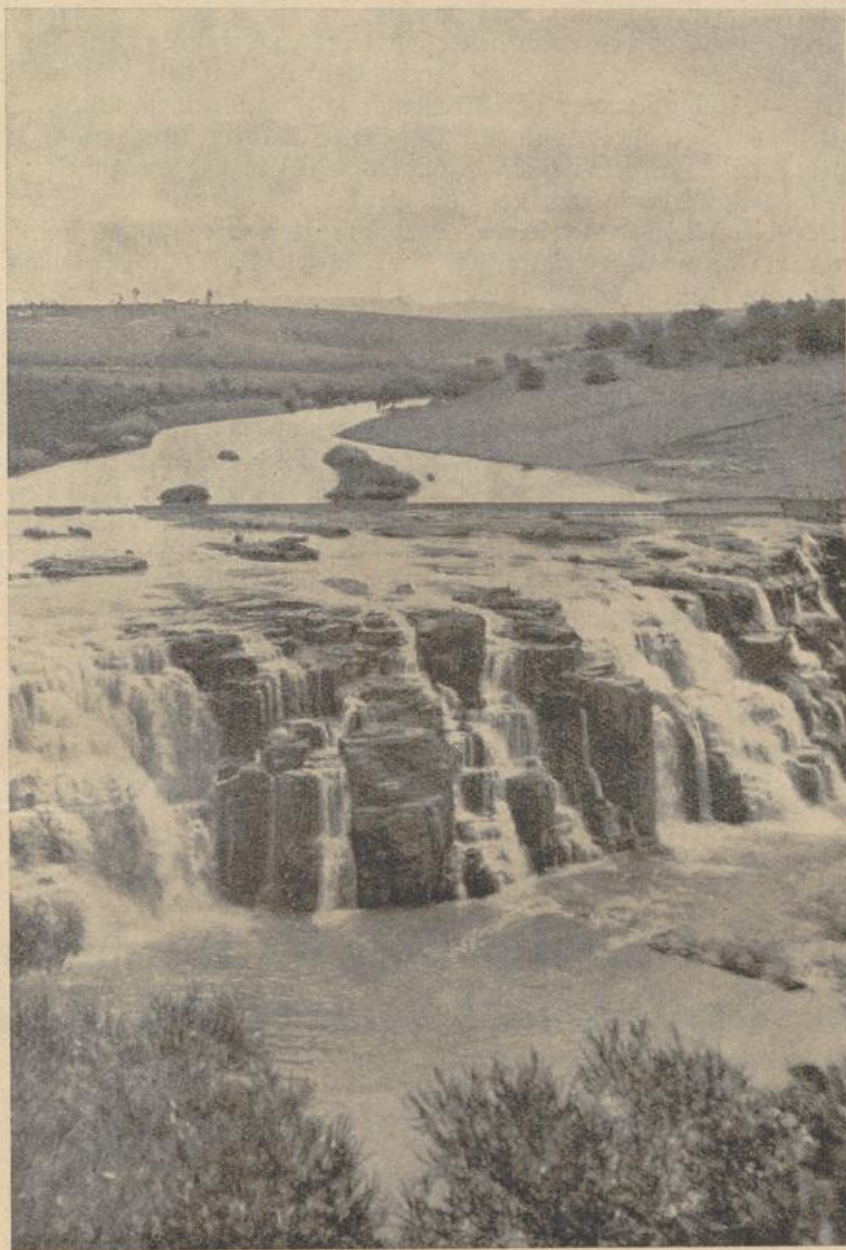
Heiligstes Herz Jesu, das du Todesnot gelitten hast für die Sünder, erbarme dich der im Tode ringenden Sünder! Ich glaube, daß die Erbarmungen des Herzens Jesu für solche arme, verblendete Wesen, die durch ihr an- und hineingeborenes Unglück nicht zur Erkenntnis kommen konnten, über den Tod hinaus ins Jenseits hinüber reichen.

Zauberer-Greuel

Von P. Bernard Huß RMM.

Obgleich nun in Natal das Christentum und die Zivilisation schon in alle Teile des Landes eingedrungen ist, üben doch noch überall die Zauberer im geheimen ihr grausames und schwarzes Handwerk aus. Es verschwinden jedes Jahr immer noch viele Eingeborene jeden Lebensalters. Meistens ist und bleibt ihr plötzliches Verschwinden ein Geheimnis, aber dann und wann erhält man doch einen kleinen Einblick in das finstere Treiben der Zauber-Doktoren.

Im Mai dieses Jahres vermißte man in einer Eingeborenen-Familie eines schönen Tages einen kleinen, etwa fünfjährigen Knaben. Die Eltern, Geschwister und Verwandten des Bubleins suchten lange Zeit nach dem plötzlich Verschwundenen, aber alles Suchen blieb ohne Erfolg. Darauf meldete man die Sache der Polizei. Nachdem diese wieder lange und sorgfältige Untersuchungen durchgeführt hatte, wurde folgendes festgestellt: Ein Zauber-Doktor war am Tage des Verschwindens des Bubleins gesehen worden, wie er in Eile seines Weges ging mit einem großen Sack auf dem Rücken. Schwache Schreie, wie die Schreie eines furchtbar geängstigten und schmerzgequälten Kindes wurden gehört, aber wer sollte es wagen, einen mächtigen Zauberer anzuhalten und Fragen an ihn zu stellen? — An einem gewissen



Wasserfall des Umtata-Flusses

Eingeborenen-Kraal machte der Zauber-Doktor Halt und bat um ein Nachtquartier. Dieses wurde ihm natürlich gewährt. Als er nun beim Biertrinken war, wagten es einige neugierige Eingeborene in einem geeigneten Augenblick, einen verstohlenen Blick in den geheimnisvollen Sack des Zauberers zu werfen. Der Zauberer hatte nichts wahrgenommen, aber dennoch waren die Gastgeber in Todesangst, der Gewaltige könnte doch etwas gemerkt haben, daß sie nun von seinem schrecklichen Geheimnis etwas wußten. Das wäre ihr sicherer Tod gewesen.

Am nächsten Morgen in aller Frühe verließ der Kinder-Räuber mit sei-

nem Saß die gastliche Hütte, und machte sich eiligst davon. Nach einiger Zeit wurde die Leiche des ermordeten Bubleins aufgefunden. Der Zauberer hatte sie an einem einsamen und gemiedenen Ort in den Drakensbergen verscharrt. — Und wie war der Unmensch mit dem armen Bublein umgegangen? — Eine Hand und ein Ohr hatte er dem Kinde noch lebend abgehauen, um damit eine ganz besondere Medizin zu brauen. Auch andere Teile des Körpers hatte er zum gleichen Zweck nach dem Tode des unglücklichen Bubleins aus seinem Leichnam herausgeschnitten. Die Gurgel war von Ohr zu Ohr aufgeschlitt. Der Polizei ist es bis jetzt leider noch nicht gelungen, den Zauberer festzunehmen.

Bald nach dieser Greuelthat wurde von Swaziland ein ähnlicher Fall berichtet. Dort wurde ein Häuptling, seine Mutter, seine Frau, sowie eine andere Frau und ein Zauber-Doktor von einem europäischen Sondergericht zum Tode verurteilt. Diesen Verurteilten war nachgewiesen worden, daß sie aus einem christlichen Kraal in der Nähe der Häuptlingsresidenz ein zweijähriges Mädchen geraubt hatten. Die Räuber hatten dem Mädchen das Genick gebrochen, dann die Rückseite der Hände, die Augenlider und die Augenbrauen vom Körper abgeschnitten und die Zunge herausgenommen. Das Blut, das dabei geflossen, hatten sie in einem Gefäß, das etwas Medizin enthielt, aufgefangen. Dieses Gefäß war in die Hütte des Häuptlings gebracht, der verstümmelte Leichnam aber zur weiteren Verwendung verborgen worden.

Möge es der vereinten Anstrengung aller Missionare mit der Gnade und Hilfe Gottes gelingen, mit dem Lichte und der siegenden Kraft des Evangeliums die Nacht des Heidentums immer mehr zu vertreiben und den Greueln der Zauberer ein sicheres Ende zu bereiten. P. O. S.

Kurzer Überblick über die Geschichte Süd-Afrikas, insbesondere von Natal

Von P. Edmund Franke RMM., Maris-Stella (Natal) (Fortf.)

Vier Jahre später wurde es einigen Soldaten erlaubt, sich im Lande anzusiedeln und Farmwirtschaft zu betreiben. Nach und nach wuchs ihre Zahl. Das waren die ersten weißen Ansiedler auf schwarzem Kontinent. Ihr erster Führer oder Gouverneur war Jan van Riebeeck. Gegen Ende des Jahrhunderts machte sein Nachfolger „Simon van der Stel“ große Anstrengungen, die Farmen und Weinberge zu heben und begrüßte deshalb die neuen Ankömmlinge von Frankreich, die wegen ihrer Religion aus ihrem Lande vertrieben worden waren. Diese französischen Ansiedler hießen Hugenotten und sind für die Geschichte Südafrikas von Bedeutung. Sie besaßen einen starken Drang nach Freiheit und einen festen Willen, Eigenschaften, die dem heutigen Südafrikaner typisch sind. Später vermischten sie sich durch Heirat mit den holländischen Ansiedlern und so begegnen wir mitunter vielfach französischen Namen wie Jonbert, du Plessis, de la Ray usw.; ein Zeichen, daß ihre Ahnen französische Ansiedler waren.

Simon van der Stel war ein guter und gerechter Gouverneur. Unter seinen Nachfolgern waren manch unedle Elemente dabei. So kam es, daß viele Ansiedler dem Beispiel ihrer Väter, die ihre Heimat wegen eines

ungerechten Königs verlassen hatten, folgten und weiter landeinwärts zogen, um so den Ungerechtigkeiten der schlechten Gouverneure zu entgehen und frei leben zu können. Auf diese Weise begann sich auch das Binnenland allmählich zu bevölkern. Die Freiheitsliebe, die in Energie geboren, hatte leichtes Spiel hier im neuen Lande.

Um diese Zeit hören wir auch schon einiges von Natal. Zwei englische Fahrzeuge, die „Johanna“ und die „Good hope“ wurden durch Sturm an die Küste Natals geworfen und strandeten. Die Mannschaften der „Johanna“ nahmen nun ihren Weg, hunderte von Meilen durch unbekanntes Land, nach dem Tafelbay (Kapstadt). Ebenso scheiterte zu gleicher Zeit ein holländisches Schiff, die „Stavenisse“ an der Küste Natals. Die Mannschaften dieses Schiffes vereinigten sich mit den Seglern von der „Good hope“, bauten sich ein kleines Boot — Centaur genannt — und segelten in demselben um das Kap herum nach der Tafelbay, wo sie von Simon van der Stel freundlichst empfangen wurden.

Nicht lange nachher kaufte eine holländische Handelskompagnie von den Eingeborenen die Bucht von Natal ab, um dort Handel treiben zu können mit Elfenbein und anderen wertvollen Sachen. Von einer Niederlassung aber wurde vorerst abgesehen, da eine große Sandbank den Weg vom Meere zur Bucht versperrte und die Schiffe dabei Schaden leiden konnten.

Heute aber können Dampfer aller Größen und Dimensionen bequem den Eingang passieren.

6. Die Ankunft der Engländer

Die Zahl der Ansiedler im Kapland wuchs zusehens und nach und nach verbreiteten sie sich über das ganze Land. Sie waren, wenn auch bloß dem Namen nach, noch Diener oder Untergebene der holländischen Handelskompagnie, jedoch waren sie der vielen Vorschriften und Gesetze überdrüssig und strebten danach, sich davon frei zu machen, besonders auch wegen der hohen Steuern, die sie fortwährend zu entrichten hatten.

Wie wir schon im vorigen Kapitel gelesen, hatten sie nur wenige Gouverneure vom Schlage eines Simon van der Stel. Von hier ab beginnt der Anfang oder die Geburt der neuen Staaten und Kolonien im Norden des Oranje-Flusses und des Vaal und auch der Anfang von der Kolonie Natal. Wohl versuchten die holländischen Handelskompagnien den Wanderungen der Siedler mit allen Mitteln energisch Einhalt zu tun, aber sie hatten keinen Erfolg.

Nun war Europa wieder einmal Ursache einer Änderung in Südafrika. Um die Seemacht, die die Spanier verloren hatten, stritten sich nunmehr England und Holland. Auch Frankreich mischte sich dazu, aber der Kampf wurde in Indien zugunsten Englands entschieden. Von nun an behauptete England allein die Kontrolle des Seeweges nach Indien.

Europa lag damals in beständigem Kriege. Napoleon, der große Franzosen-Kaiser, wollte die ganze Welt erobern und sich untertänig machen. Da die Engländer fürchteten, Frankreich würde sich auch am Kapland vergreifen und so den Seeweg nach Indien ihnen streitig machen, entsandten sie alsbald Truppen nach dort, die vom Lande Besitz nahmen. Zum dritten Male also änderte sich die Geschichte Südafrikas, veranlaßt durch Geschehnisse in Europa. Der holländische Gouverneur verließ darauf das Land und der britische General Craig tat sein Bestes, um das Leben der Kolonisten erträglich zu gestalten. Aber die britische Herrschaft währte nur 8 Jahre.

Als Napoleon mit England im Jahre 1803 einen kurzen Frieden schloß, wurde das Kapland den Holländern zurückgegeben. Als Gouverneur wurde Janssens nach Südafrika entsandt, der das Land kurze Zeit weise und klug regierte.

Der nimmersatte Napoleon indessen glaubte nicht in Frieden leben zu können. Bald entstand ein neuer Krieg zwischen Frankreich und England. In der Furcht, das neue Land nicht allein gegen Frankreich verteidigen zu können, übergaben die Holländer im Jahre 1806 von neuem dasselbe den Briten, die es nunmehr „Kap-Kolonie“ benannten. Graf von Caledon war der erste Gouverneur. Alles was England bisher für Südafrika getan hatte, war nur eine Abteilung Militär zum Schutze der Kolonisten



Br. Mauritius mit erlegtem Ameisenbär (etwa 80 Pfund schwer)

und zwei gute Gouverneure. Einige Jahre später aber entsandte England gegen 4000 Ansiedler, die sich an der Ostküste Südafrikas in der Nähe der Algoabucht (dem heutigen Port Elisabeth) niederließen. Der Grund, warum die neuen Ankömmlinge im Osten sich ansiedelten, mag wohl folgender sein: Die alten Kolonisten von Südafrika hatten sich in all den vielen vergangenen Jahren keineswegs eines ruhigen und friedlichen Lebens erfreut, sondern wurden häufig von den schwarzen Eingeborenen, die sich ihres Landes beraubt sahen, behelligt. Um nun auch im Osten eine Schutzwehr und einen Verteidigungsstand zu haben, glaubte man, dort wäre der beste Platz für neue Ansiedlungen.

7. Die Zulu-Herrschaft

Im zweiten Kapitel haben wir erfahren, welche Eingeborenen-Rassen im Süden von Afrika lebten. 100 Jahre bevor die Europäer das Land betraten, sollen nicht weniger als 90 Stämme bei einer Gesamteinwohnerzahl von einer Million in Natal gelebt haben. Als aber die Weißen dorthin kamen, lebten nur mehr ca. 100 000 dort, die vom Zululand nicht mit eingerechnet. Warum ist die große Einwohnerzahl so stark zusammengeschnitten?

Sie wurden von den Zulus entweder vom Lande verjagt oder getötet.

Der größte Stamm von den Eingeborenen zwischen den Draakensbergen und den Eingeborenen war in jenen Tagen der „Mtetwa-Stamm“, welcher vorherrschend im heutigen Zululand unter dem Chief Njobe lebte. Dieser hatte zwei Söhne, Sana und Godongwana, die ein Komplot gegen ihren Vater planten. Aber die Verschwörung wurde rechtzeitig entdeckt. Sana wurde getötet, Godongwana kam mit knapper Not der Verfolgung, wurde aber durch einen Speer schwer verwundet. 10—15 Jahre nach diesem Vorfall, als bereits ein anderer Chief die Mtetwas regierte, erschien auf einmal wieder der obige Godongwana, sitzend auf einem „sonderbaren“ Tiere.

Sein stolzes Auftreten, seine gelungene Flucht, die schwere Verwundung, dessen Narbe er noch an sich trug, überhaupt seine ganze Vergangenheit, alles das imponierte über die Maßen die Eingeborenen und trug dazu bei, daß sie ihn zu ihrem Chief haben wollten. Godongwana willigte mit Freuden ein und wählte sich den Namen „Dingiswaho“ d. h. der Mann mit vielem Trubel. Er hatte in den Jahren nach seiner Flucht im Kapland gelebt und dort den großen Segen der „Einigkeit“ sowohl im Frieden wie im Kriege, gelernt.

Nun formierte er seine Krieger in feste Regimenter, exerzierte sie ein im Marschieren und gegenseitigen Fechten. Jedem Regiment gab er Schilder von gleicher Farbe. Auch begann er sogleich einen Tauschhandel mit den Portugiesen in der Delagoabucht, welche die am nächsten wohnenden Weißen waren. Er belehrte auch sein Volk, bessere Gebrauchsgegenstände für ihren Haushalt zu verfertigen, wie Löffel, Töpfe, Schüsseln, Kopfpolster usw. Alles das hatte er von den Europäern im Kapland abgelauscht. Seine Regimenter waren ausgezeichnet in allem eingeübt, sodaß sie infolgedessen befähigt waren, alle übrigen Stämme zu besiegen und zu unterwerfen. Er tat es aber nicht, er wollte kein Blut vergießen, sondern er wünschte sich nur, König zu sein über ein großes Volk, über viele Stämme.

Eines Tages kam ein junger Mann namens Tschaka zu ihm und bat ihn um seinen Schutz. Derselbe gehörte dem großen Stamme der Zulus an. Da er sich im Kriege geschickt, kühn und tapfer gezeigt hatte, machte ihn Dingiswaho zu einem seiner Generale. Tschakas Vater war der Chief der Zulus und als derselbe starb, half Dingiswaho ihm, daß er nun Chief des Zulu-Stammes wurde. Er machte sein Volk bekannt mit allem, was er bei den Mtetwas gelernt hatte. Als der gute, friedliebende Dingiswaho starb und die Mtetwas keinen geeigneten Führer im eigenen Lager fanden, baten sie Tschaka, er möge auch ihr Führer oder Chief sein. So wurde Tschaka König über ein mächtiges Volk und Befehlshaber einer mächtigen Armee. Er war das gerade Gegenteil von Dingiswaho, besaß keine einzige seiner guten Eigenschaften. Alsbald begann er seine Schreckensherrschaft über das ganze Land, er schonte weder Männer, noch Frauen, noch Kinder. Wegen seiner stattlichen Körpergröße, seinem energischen Willen, seiner Tatkraft, Kühnheit und Tapferkeit, schaute das Volk zu ihm hinauf wie zu einem Gott. Jeder Mann, der noch nicht zu alt war, mußte Soldat werden und bekam einen kurzen Speer, mit dem er im Kampfe Hand in Hand den Feind bezwingen sollte. Wer immer sich furchtsam erwies, ja nur bloß den Verdacht zeigte sich zu fürchten, wurde unbarmherzig auf grausame Weise zu Tode gequält. Manchmal wurden ganze Regimenter auf solche Weise umgebracht. Faktisch war die ganze Nation in Waffen, sogar schon die Knaben belehrte man im Fechten und schloß sie zusammen in Kadetten-Korps.

(Fortsetzung folgt)

Kämpfer der Scholle

Von Anna Rahjer

Wom Turm des alten Schlosses fiel schwer und langsam die sechste Morgenstunde.

Der alte Baron, der mit verschränkten Armen am hohen Bogenfenster des Ahnensaales stand, fuhr unter jedem Schlag zusammen wie unter einem Hammer, der etwas, was sich ein letztesmal in ihm aufreckte und wehrte und bäumte, kurz und klein schlug.

Er sann dem letzten Verhallen nach, rieb sich mit den flachen Fingerspitzen ein paarmal über die Stirn und murmelte ohne Ton: „Noch zehn Minuten, dann stirb, Rolf von Brunneck! Dann erseht aus deinem ruhmlosen Grabe Rudolf Brun, Sekretär bei Lintorf und und Söhne!“

Der Baron wandte sich zu den Ahnen. Mit dem stolzen Blicke ihrer Zeit schauten sie aus ihrer starren Ruhe auf diejenen letzten ihrer Sippe. Brunneck war's, als glommen in den toten Augen der kühnen Reden Funken auf und als hielte ihr Felbherrnblick Gericht über ihn. Und spottend, verächtlich kehrten sich all die schönen, kühlen Frauenaugen ab von diesem letzten ihres Namens, der aus dem Männerkampfe nichts als Schmach heimbrachte und sich sein Schwert von einem Hörigen zerbrechen ließ.

Brunneck sah sie der Reihe nach an, die Brunnecks versunkener Glanztage. Keiner war unter ihnen, der je von der freien, stolzen Höhe der Ahnen hatte herabsteigen müssen in den Alltag, der sein Erbe kennt, nur das harte Brot eigenen Schweißes.

„Wo gehst du hin? Was willst du tun?“ raunt, droht, grollt es von den Wänden. Dem einsamen Grübler ist's, als schritten die Jahrhunderte erzgegürtet, eisengepanzert durch den Saal, raunten ihm zu von den ruhmvollen Taten und glanzvollen Siegen der Brunnecker — und spotteten des verrosteten Schilbes dieses Letzten, Letzten . . .

Rolf von Brunneck wandte sich ab, wie von Gerichtschauern geschüttelt. Nur zum lebensgroßen Bilde Karl Arnims ging er noch, der, kinderlos, ihm sein Erbe ließ.

„Der Adler ist nicht mehr Adler, wenn er zu Tale steigt“, stand in kühnen Zügen, halbmondsförmig über dem Bilde des Achtzigjährigen, der, stählernen Felbherrnblick im grauen Auge, sich auf sein Schwert stützt.

Rolf Brunneck ist's, als hörte er das

Geschick hohnlachend der stolzen Worte des alten Degen spotten.

„Gib dem Adler Brot, und er steigt nie zu Tale“, murmelt er bitter und zieht den Schleier über das Bild.

Dann wendet er sich kurzum und geht rasch zur Tür. Der Schlüssel knirscht. Keinen Blick wendet er zurück zu denen, die waren. Er geht, läuft durch Gänge und Hallen, durch tote Säle und leere Räume. Ihm ist's, als siele jeder Schritt in einen Abgrund, so hohl hallt sein Schritt von den Wänden. Dann und wann bleibt er stehen und lauscht.

Ging nicht leises Schwertflirren durch die hohen Wölbungen — —?

Blitzen im Festsaale nicht Uniformen, Ordenssterne auf — —?

Verklang im blauen Erker nicht ein Frauenlachen — —?

Ging über den kahlen Estrich nicht ein Knistern von schweren Seiden — —?

Zieht nicht am Schloßberge ein Reizigenzug herauf unter Horn- und Fanfarenklang — —?

Der Baron warf krachend die schwere Tür des blauen Saales zu, um die rauenenden Geister toter Zeiten zu verschrecken und ging, stürmte durchs Burgportal hinaus, den Schloßberg hinab. Ihm war, als wären die Geister von zwölf Brunnecker Geschlechtern ihm auf den Fersen, als drohten ihm aus der alten Gruft hohle Stimmen ein schauriges „Halt!“ zu.

Im Rauschen der alten Eichenriesen an der Burgfahrt grollt Karl Arnim ihm nach.

Schweratmend stand er endlich am Bahnhof. Scheu sah er noch einmal zur Burg hinauf. In ihrem stummen Scheidegruß fühlte er das Heimweh und das „Fahr wohl!“ einer ganzen versunkenen Welt.

Der Frühzug froh heran.

Der Baron gab sich einen Ruck und stieg ohne Wimperzucken in ein Abteil dritter Klasse.

Sekretär Rudolf Brun fuhr seinem neuen Leben entgegen. — — —

Der alte Schloßwart Wilm und Fridoline, die alte Mamsell, standen auf dem Söller des Schlosses und sahen kopfschüttelnd ihrem Herrn nach.

„Du, Wilm, er wird immer merkwürdiger“, seufzte Fridoline. „Was für ein lustiger Herr war er doch früher, als Baron Karl Arnim selig noch lebte und er dann zu den Jagden kam! Und all die feinen jungen Damens, die die Hälse nach

ihm reichten. Komtesse Gerta von Ellerhorst . . . weißt du noch? Ich glaube, die hat's noch nicht verwunden."

"Hm! Ginge er heute zu ihr, so käme sie morgen", schmunzelte Wilm.

"Was sollte sie hier oben? Sind selber froh um ein wildes Karnickel am Sonntag und einen Hering in der Woche. Herrje, die alten Zeiten! Wenn die Herrschaften zur Tafel gingen! All die lederen Sachen! Mir läuft noch's Wasser im Munde zusammen. Wer hätte solche Sammerzeiten erträumt? Mein Lila-seidenes, das die Gnädige mir zum „Silbernen“ verehrte, — mir schlackerts nur so um die Rippen."

Der alte Wilm grinste und maß von der Seite der Mamsell immer noch volle Rundlichkeit.

"O, so'n halber Zentner hat da ohne Lebensgefahr abkommen können", meinte er trocken.

Sie warf ihm einen schwergekränkten Blick zu.

"Das mag die Meinung sein von Leuten, denen bei jedem Tritt die Gebeine klappern. Ich mit meiner Person habe keine Lust, umzuschleichen wie 'ne Leich auf Urlaub. Das magst du besorgen."

Wilm lachte gutmütig und nahm bedächtig eine Prise. Fridoline legte die rundlichen Arme auf die Gallerie und schmollte.

Der alte Schlosswart war im stillen tief bekümmert. Daß das graue Gespenst der wirtschaftlichen Not längst Heimat recht auf dem Schlosse hatte, wußte er. Wußte, warum er und Fridoline dann und wann einen Tag Urlaub zu Verwandten erhielten. Wilm hatte diese Tage stets heimlichweise im leeren Jagdhäuschen verlebt. Wenn es anfang zu dämmern, hatte er allemal einen mächtigen Wagen leer den Burgberg hinauf und schwerbeladen wieder hinabfahren sehen. Die Hände hatte er geballt und die Zähne zusammengebissen, um dem alten verschmizten Almos, dem dreifigen Händler aus der Judengasse nicht an den Kragen zu springen. Ein paar lumpige Papierlappen mochte er dem Baron hingeworfen haben. Dafür schleppte er nun die kostbaren Sachen mit sich, an denen die erlauchte Geschichte eines ganzen Edelgeschlechtes hing, und stellte sie in seinem glänzend eingerichteten „Alt-laden" den beehrlichen Blicken neuzeitlicher Prozer zu Schau und Angebot.

Er hatte aufgestöhnt wie ein wildes Tier, hinter den halbblinden Fenstern des Jägerhauses. Und hatte seinem armen Herrn doch nicht helfen können. Hatte tun müssen, als ob er von nichts wußte, um es ihm nicht noch schwerer zu machen.

Fridoline hatte nach solchen Sagen immer einen Salon weniger zu putzen, „weil die Sachen doch nicht gebraucht würden."

Vor sechs Wochen war der letzte geschlossen worden, der große blaue, in dem früher die großen Spiele und Gesellschaften gegeben wurden. Der Baron war zusammengezuckt unter dem wissenden Blicke des alten Dieners.

Aber sie hatten sich einmal wieder ein paar Wochen satt gegessen.

Was nun heute war —? Er hatte den Herrn vom Ahnensaal kommen sehen. Er ging daher, wie einer, auf dessen Schultern Berge wuchsen. Und er schien mit einemmale so alt. Ohne aufzusehen hatte er ihm zugerufen, daß er bis Samstag verreisen wolle. Die Stimme war so ohne Leben gewesen.

"Du, mir wird bald unheimlich hier oben auf dem alten Horst", begann Fridoline wieder. Schmollen ertrug sie nicht lange.

"So geh doch, Hasenfuß", knurrte er. "Ich bleibe hier, solange er bleibt. Ich hab's ihm geschworen, dem Letzten von Brunneck, als sie ihm den Degen nahmen, die Schufte."

"Hasenfuß behalt für dich. Wer war eher auf dem Schloß? Du oder ich? Wer hat das „Silberne" gefeiert im Lila-seidenen, du oder ich?"

"Gott bewahre mich! Aber das Lila stand dir gut." Er fischerte in sich.

"Ja, das haben sie alle gesagt, die Herrschaften. Aber du, was hast du für eine Ahnung von solch einem Fest? Du hast herrlich und in Freuden gelebt drinnen in Potsdam, während ich hier..."

"... ach, Caviar gegessen hast du und Heringsalat, hm! Schlimm war's, fast so schlimm wie ein Manöver mit Strapazen und..."

Fridoline hielt sich die Ohren zu und lief schlüffellirrend weg. Wenn Wilm von seinen Taten in der majorlichen Burschenuniform anfang, dann war's allemal Zeit für sie.

Aber einträchtig und treu behüteten sie weiter das traurige Erbe des Letzten der Brunnecker.

Der Großindustrielle Lintorf legte die Feder hin und wandte sich zu seinem Privatsekretär: „Feierabend, mein Lieber!"

„Zehn Minuten noch. Dann sind die Eintragungen erledigt."

Der Chef ließ den alten Herrn gewähren. Er wußte, Einspruch war nutzlos. Er würde doch die Feder erst beiseite tun, wenn die letzte Zahl mit mili-

tärischer Genauigkeit an ihrem Platze stand.

„Sie sind überangestrengt“, begann er wieder, als der Sekretär fertig war. „Wir müssen Ihnen eine Gehilfin geben, die kann die Schreibmaschine bedienen. Ich habe die Stelle bereits ausgeschrieben.“

Lintorf erschrak vor dem betroffenen Blick des alten Herrn.

„Zuviel der Sorge, Herr Lintorf. Ich schaffe es schon. Wer heute essen will, muß arbeiten.“

„Was zuviel ist, ist zuviel. Sie sind der jüngste nicht mehr. Also es bleibt dabei. In drei Tagen sind Sie entlastet.“

Brun sagte nichts mehr. So wohl ihm die Rücksichtnahme seines Prinzipals tat, war es ihm ein unsagbar peinlicher Gedanke, daß nun tagaus, tagein ein ganz fremdes Menschenkind ihm gegenüber sitzen sollte. Das Isolierte, Diskrete, das ihn hier von Anfang an so persönlich angemutet hatte, würde mit einem Schlage zerstört sein. Aber das Pensum war nach und nach wirklich zu stark geworden. Doch er hatte sich als abhängiger Beamter den Beschlüssen seines Chefs zu fügen. Also hinein in Unabwendbare.

Als er nach einigen Tagen morgens ins Kontor kam, saß ein junges Mädchen an der Schreibmaschine.

Der Chef stellte vor: „Fräulein Wendt — Herr Brun.“

Er machte eine Verbeugung. Sie neigte kaum merklich den Kopf. Er war frappiert von ihrer diskret vornehmen Art. An wen erinnerte sie ihn doch gleich? Ah, — an Komtesse Anna Isabella von . . .

Ach was! Barer Unsinn! Was hat die kleine Kontoristin bei Lintorf und Söhne mit der adelstolzen Komtesse von Wehlau zu tun? An nichts und niemand soll das junge Kind ihn erinnern. Sene Welt ist tot für ihn.

Der Chef ging. Brun vertiefte sich in seine Arbeit. Kein Geräusch war in dem Raume, als das Klappern der Schreibmaschine und das Gleiten der Feder. Dann und wann lugte ein Herbstsonnenstrahl herein und spielte mit Rita Wendts braunem Flimmerhaar. Brun wußte selber nicht, warum er immer wieder zu der kleinen Kontoristin hinüberschauen mußte. Sie war doch nicht eigentlich schön. Die Stirn ein wenig zu hoch und ernst, der Mund zu herb für ihre Jugend, das Profil aber von einer Anmut und Feinheit, die ungemein fesselte. Rita Wendt mochte zu den Menschen gehören, die Grenzen um sich zu ziehen wissen. Eigentlich ganz wie . . .

Er mußte wieder an die Frauengestalten daheim im Ahnensaal denken.

Ärgerlich rief er seine Phantasie immer wieder zur Raison. Unsinn! Die Kleine mochte irgendeine höhere Tochter sein, die von einer Aussteuer träumte, die im väterlichen Budget nicht vorgesehen war.

Rita Wendt fühlte herzklopfend den Blick des alten Herrn. Ob er ihr nicht traute? Oder sie als Eindringling betrachtete? Er sieht übrigens auch nicht aus, als ob er in Lintorfs Kontor alt geworden sei. Eher wie — ah, wie ein alter Militär, der gewohnt ist, zu befehlen, oder Parade abzuhalten — wie einst der Vater. Die Adlernase, der gebietende Zug um Mund und Kinn, der stählerne Blick —. Oder — ein Burgherr könnte er sein, von einem alten, grauen Schlosse, den auch das Gespenst der wirtschaftlichen Not in den Alltag getrieben hat, wie so viele.

Einerlei. Fort mit allen Mutmaßungen! Sie haben in Lintorfs Privatkontor nichts zu schaffen.

Sie gewöhnten sich aneinander. Ihre Anwesenheit störte ihn nicht mehr. Wenn sie morgens hereinkam, mit unnachahmlichem Kopfneigen grüßte, dann glaubte er einen belebenden Luftzug aus seiner einstigen Welt zu spüren.

Wenn sie ihn am Schreibtisch sitzen sah, ganz in seine Arbeit vertieft, dann schloß sie wohl sekundenlang die Augen. Dann erstand ihres Vaters liebes, graues Haupt in ihrer Phantasie, so wie sie ihn in Erinnerung hatte, wenn er heimkam und seinem kleinen Mädchen erzählte von glänzender Heerschau und herrlichen Ritterfesten. Und glaubte das Rauschen der alten Bäume daheim im Park zu hören . . . und Springbrunnenplätschern . . .

Bis ein graues Gespenst sie mit kaltem Odem anhauchte . . . Die Idylle sank ins Nebelland. Vor ihr stand mit kalten Zahlenaugen die Schreibmaschine, fordernd, gebietend.

Dann gab sie sich allemal einen Ruck und griff doppelt wichtig ihre Arbeit an.

Bald war ja Sonntag.

Das Freuen auf den Sonntag stand in beider Augen die ganze Woche. Wenn er dann kam, gingen sie wie selbstverständlich zusammen zum Bahnhof. Sein Zug fuhr um drei, der ihre fünf Minuten später. Dann gaben sie sich die Hand und sagten: „Bis Montag!“

Wenn sie sich Montags wiedersehen, trug jeder seine eigene, verschwiegene Welt im Blick. Nie sprachen sie über ihr Daheim. Rita Wendt wußte von ihm nur, daß er bis Station Brunnek fuhr.

Sie kannte den Ort vom Schlosse gleichen Namens, dessen vorletzter Herr ein entfernter Verwandter ihrer Mutter gewesen war. Den jetzigen Besitzer kannte sie nicht.

Eines Samstags auf dem Wege zum Bahnhof kam wie von ungefähr die Rede auf die Brunnecker.

„Kennen Sie den jetzigen Baron?“ fragte sie.

„Ja—a, — so vom Hören—sagen.“ Rita Wendt sah nicht das merkwürdige Lächeln um seinen Mund. „Ein sonderbarer Kauz soll er sein, der Alte von Brunneck.“ Er lachte kurz auf.

„Ob er ganz allein da oben wohnt! Ich hörte gelegentlich, daß er nach und nach alles Ingegend entlassen habe. Er ist ja Junggeselle, nicht wahr?“

„Ja, sehr! Nebst Dohlen und Unken haufen zwei alte, treue Faktoten vorfrieglichen Zuschnittes mit ihm auf dem Kastell. Von Heuschrecken — wollte sagen, von wilden Karnickeln und Kornkassie sollen sie sich den Zeitgenossen erhalten.“

Er lachte und sah sie von der Seite an.

Sie sah nicht auf und sagte auch nichts. Er glaubte einen heimlichen Seufzer zu hören.

Merkwürdig, daß die Kleine garnicht über ihr Zuhause sprach. Nur, daß ihre Mutter Witwe und sie das einzige Kind sei, das hatte sie ihm im Anfang einmal verraten. Nun, er machte es ja ebenso. Aber er hatte seine Gründe. Vielleicht hatte auch sie ihr Geheimnis, das er zu respektieren hatte.

Am folgenden Samstag hatten sie gleiche Fahrt. Er wollte einen Freund unten an der Ems heimsuchen. Schweigend saßen sie sich im Abteil gegenüber. Er betrachtete die Gegend, die ihm fremd war. Sie lehnte in der Ecke, die Lider halb geschlossen, ein unbewußtes Lächeln um den Mund.

„Kennen Sie Schloß Friedenau?“ wandte er sich schließlich zu ihr.

Ein erschrockener Blick traf ihn. Aber er sah sie so arglos an, daß sie beruhigt war.

„Ja“, gab sie leise zurück.

„Auch den Freiherrn?“

Da fuhr ihr eine heiße Welle bis zur Stirn. Sie schlug die Augen nieder und sagte kaum hörbar: „Ich glaube, ich sah ihn schon mal auf der Jagd in unsern Wäldern.“

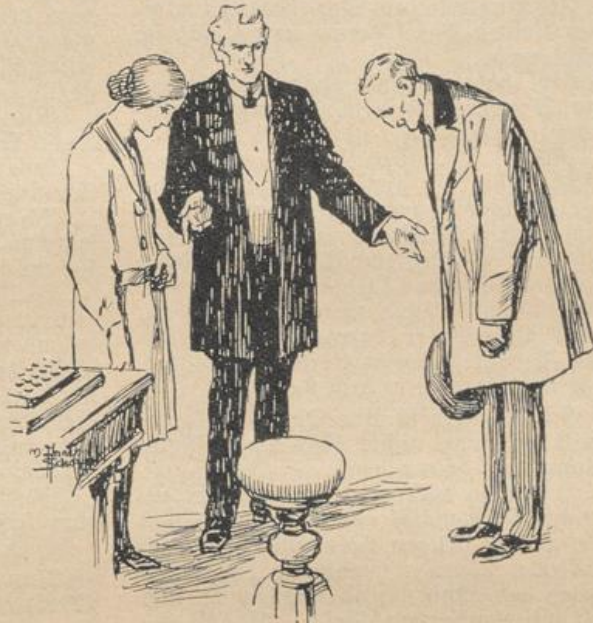
Er konnte es sich nicht erklären, was sie so außer Fassung brachte und sagte nichts mehr. Das Märchen vom Hirtenkind, das einen Königssohn liebte, ging ihm durch den Sinn.

„Die nächste Station?“ fragte er nach einer halben Stunde.

„Wendenburg.“

Er stellte sich ins Fenster und sah sich um.

„Ah! Welch eine stolze Feste da oben! Schaut herunter wie ein Adlernes. Wer mag da residieren?“



Der Chef stellte vor: „Fräulein Wendt — Herr Brun“.

„Die Wendtburger.“

„Richtig. Ich habe ja den alten Grafen gekannt. Prächtiger Mensch. Schade, daß er so früh Feierabend machte. Wie ich mich entsinne, hatte er keine Söhne?“

„Nein. — Nur eine Tochter.“

„Aber — war da nicht irgend ein Junger aus einer Seitenlinie, an den das Majorat fallen sollte? Er lebte meines Wissens mehr auf der Wendenburg, als auf dem heimatischen Kastell. Stand damals bei den Dragonern in Potsdam.“

„Wird Graf Felix sein. Soviel ich weiß, ist er seit mehr als zwei Jahren auf Reisen.“

Brun verwunderte sich immer mehr über den eigenen Ton in Rita Wendts Stimme. Merkwürdiges Menschenkind!

Sie sprang auf, schon ehe der Zug in Wendenburg hielt und griff nach dem pelzgefütterten Mantel. Als sie ihm die Hand reichte und mit leichtem Kopfneigen grüßte, da war ihm, als sähe er sie

zum erstenmale. Er vergaß, daß die Kontoristin von Lintorf und Söhne vor ihm stand. Jeder Zoll Dame. Ob es die Hochlandluft tat, die von dem alten feudalen Herrensitze herabwehte und das Undefinierbare in der Erscheinung des jungen Menschenkindeß noch verstärkte —?

Der Zug hielt eine Weile auf der Station. Er sah ihr nach, als sie den Dorfweg hinaufschritt. Die Dörfler grüßten sie sehr freundlich, fast devot. Vielleicht war ihr Vater Dorflehrer oder Schloßbeamter gewesen.

Sie ging aus dem Dorf heraus um einen kleinen Hügel herum und er sah sie nicht mehr.

Eine halbe Stunde später saß er auf der Friedenau seinem Freunde gegenüber.

„Weißt Du, alter Freund, ich werde nicht mehr klug aus Dir“, empfing ihn der Freiherr in grimmiger Laune. „Dreimal in zwei Wochen machte ich den weiten Ritt zu Deinem Wolfenest. Aber immer derselbe kategorische Bescheid: Verreißt! Was ist denn eigentlich los mit Dir? Alle Türen verrammelt, alle Läden herunter. Donner und Granaten, mir hat gegrault in dem Kasten.“

Brunneck saß in eine Dampfwolke gehüllt und sagte nichts. Das machte Friedenau noch grimmiger.

„Ja, ja so wirds mir treuem Kerl gemacht. Derweil ich auf den miserablen Brunnecker Wegen Hals und Beinbruch riskierte, sitzt Du womöglich in Berlin unter den Linden und lachst über uns dumme Landratten, he! — Traust Du übrigens Deinen beiden Historischen so unbedingt, daß Du ihnen den Kasten so Jahr um Tag überläßt?“

„Zweifelloß. Mein langer Wilm und die dicke Fridoline; Perle und Diamant. Sie hüten mir Gold und Weinkeller in allen Treuen.“

Friedenau war betroffen von dem tragischen Unterton in Brunnecks Stimme.

„Kann mir ja denken, daß es Dir da oben langweilig wird, so ganz allein. Und so gar keine Beschäftigung. Das ist zum Hörnerkriegen.“

Brunneck griff sich mit komischer Gebärde zur Stirn und lachte.

„Sonntag bist Du herzlich willkommen, Wolf. Dann ist der Alte von Brunneck sicher daheim.“

„Sonntag? Hm, Sonntag, — da hatte ich eigentlich was anderes vor. Weißt nicht, ob Du die Wendtburger kennst. Bist ja noch nicht so recht warm in der Gegend. Die Mutter der alten Gräfin Isolde war eine Brunneckerin, also auch Dir noch entfernt verwandt.“

Brunneck zuckte die Achseln.

„Du weißt, ich war Soldat, eigentlich nur Soldat. Bin fast nur zu den Jagden nach Brunneck gekommen. Die Wendtburg sah ich vom Zuge aus. Muß eine stolze Feste sein.“

„Gewesen. Der Graf starb vor drei Jahren. Edelmann vom besten Schlage. Das Majorat fiel an eine Seitenlinie, weil kein Sohn da war. Der Gräfin fiel eine, für damalige Zeiten fürstliche Alpenlage zu. Heute reicht sie kaum mehr für ein gutes Diner. Da Graf Felix, der Erbe, noch jung und viel auf Reisen war, empfahl der Graf mir die Seinen, als er starb. Der Krach 1918 hatte ihm einen Riß gegeben. Er trugs nicht lange.“

„Nun, da wird die Tochter doch vielleicht Schloßherrin bleiben.“

„Wieso?“ In Friedenaus Augen flammte es auf.

„Ich meine — der junge Graf ist vielleicht so edel und macht die Komtesse zur Herrin ihrer Väterheimat.“

„Hm! Seit zwei Jahren fehlt jede Verlautbarung von ihm. Das heißt, jede besondere. Eine Karte mal, dann aus West, dann aus Nord oder Süd. Das ist alles. Ich meine, wer daheim ein Liebes weiß . . .“

Er warf seine Zigarre hin und spielte nervös mit seinem Schnurrbart.

„Ist die Komtesse jung oder alt, hübsch oder häßlich?“

Friedenau lachte.

„Nun sieh einer den Brunnecker! Merkt er endlich, daß der der Letzte ist? Nur drauf los! Zehn Generationen vor und nach uns werden es Dir danken. Ob aber das Wendtburger Kind . . .“

„Mensch, hast Du'n Spleen? Wenn ich einen Sohn hätte, könnte das der . . . sein, der Alte von Brunneck ist einer Komtesse von Wendtburg ungefährlich.“

„Na ja; dann ne Andere. Aber — Du mußt Ita von Wendtburg kennen lernen. Ein liebes, stolzes Kind. Das, was man so landläufig hübsch nennt, hat sie nicht. Sie braucht es nicht. Sie gehört zu den seltenen Menschen, bei denen Geist und Herz und Seele das Äußere bestimmen. Solche Menschen kennt man lange, ehe einem mal der Gedanke kommt: Bist Du jung oder alt, hübsch oder nicht?“

Brunneck mußte an seine Kollegin bei Lintorf und Söhne denken. Was Wolf da so tiefwahr aussprach, mochte auch auf dieses eigenartige Geschöpf zutreffen.

„Ich sah die Komtesse bei meinen letzten Besuchen nicht“, fuhr Wolf fort. Sie sei bis Samstag verreist, sagte die Grä-

fin-Mutter mir nun schon zum dritten Male. Sonntag soll sie zurück sein.“

Der Brunnecker sah nachdenklich hinaus in die Gegend. Gab's denn noch mehr Menschen, die die ganze Woche verreist und nur Sonntags daheim waren —?

Der Freiherr zuckte die Schultern.

„In diesem Punkte ist die sonst so of-
fenherzige Gräfin unergründlich. Viel-
leicht, daß Graf Felix ein Abriß ge-
tan hat. Und Komtesse Ita sticht und
malt mit einer Intensivität bis in die
tiefe Nacht. Das ist auch nicht nur Lieb-
haberei. Vor einigen Monaten ertappte
ich sie sogar über einer alten Schreib-
maschine, einem klapprigen Monstrum,
das sie, weiß Gott wo, erobert hatte. Ich
mag die Dinger nicht leiden. Allerdings
im Geschäftsbetrieb, — aber als „Zeit-
vertreib“ in einer gemütlichen Häuslich-
keit, wie die Komtesse mir sagte, — hu!
Ich habe ihr bei meinem nächsten Besu-
che ein zierliches Päckchen Gänsefüße
verehrt und ihr allen Ernstes diese edle
Kunst der Alten als Zeitvertreib emp-
fohlen.“

„Hat sie den Rat beherzigt?“ fragte
Brunneck tief in Gedanken.

„Ach, ich glaube, ich habe da eine
Rauhheit begangen. Die ratlose Verle-
genheit und der hilflose Blick, mit dem
Ita mich ansah, habe ich lange nicht ver-
gessen können. Ich weiß seit langem, daß
es traurig steht auf der Wendtburg.
Aber was soll ich tun? Wären sie nur
nicht so stolz! — Aber ich habe es mir
geschworen, es wird anders, so oder so.“

„Ah! — ich verstehe — und gratuliere
Dir!“

Der Brunnecker lenkte auf ein anderes
Gebiet ein. Das Thema erinnerte ihn an
Lintorf und Söhne. Der Montag war
noch weit.

Gräfin Isolde von Wendtburg legte
müde die Häkelarbeit hin, stand auf und
schellte.

Die alte Marie, die nebst dem alten,
halbtauben Kastellan Peter als einzige
Hilfskraft auf dem Schlosse geblieben
war, steckte den Kopf durch die Tür her-
ein.

„Was wünschen gnädigste Gräfin?“

„Wenn Du soviel Zeit erübrigt, ein
Bad für die Komtesse. Es ist gleich sechs
und sie muß bald kommen. Wird das
Kind müde sein.“

„Ach ja, das arme Komteschen! Das
Bad soll eins-zwei fertig sein. Das gan-
ze Glas „Rölnisches“, das Gnädigste mir
um vorige Krautweih mit von Berlin
gebracht haben, will ich drin tun; alles
für unser Komteschen.“

Weg war sie. Die Gräfin lächelte
schwerenmütig. „Rölnisches?“ Das mußte
sie schon von der Dienerin annehmen.
Ihr eigenes Budget ertrug solch ein-
fachen Luxus längst nicht mehr.

Sie trat ans Erkerfenster und spähte
die Allee zum Bahnhof hinab, ob Ita
noch nicht auftauche. So tat sie nun
schon an sechs Samstagen. Der Sams-
tag war für sie das Sehnen und Freuen
einer ganzen langen Woche trauriger
Vereinsamung. Dann kam allemal der
Sonntag — und Itas frohes Lachen be-
lebte einmal wieder für kurze Stunden
die toten Räume.

Die Gräfin fühlte eine Schwäche und
mußte sich niederlegen. Wie oft in ein-
samen Grübelstunden ging ihr müder
Geist wandern. Sie sann und träumte ..
und träumte und sann . . .

Die trüben Nebel der Gegenwart zer-
fielen, vergangene Tage erstanden in
tausend Lichtfarben; die Tage, da Schloß
Wendtburg noch der Glanz- und Mit-
telpunkt des weiten Umkreises war.
War's nicht erst gestern, da sie als
glückliche Braut an der Seite des Ge-
liebten den Burgberg hinaufzog? Da
flatterten die Fahnen, frachten von den
Bergen die Böller, jubelten die Glocken,
riefen tausende dem jungen Paare
„Heil!“ Durch festfrohe Tage umseierte
Dorf und Burg das junge Paar.

Adlerstolz schaute Jahr um Jahr die
alte, trutzige Feste hinaus ins Land.
Jahrhunderte ruhten sieg- und lorbeer-
satt in ihrem Schoße — Jahrtausenden
standen ihre wuchtigen Tore offen.

Und dann — erwachte ein süßes Glück
in ihren Hallen — Ita. Dann kamen
stille Zeiten. Ein schwerer Ernst kam nach
und nach auf die Stirn des Schloßherrn,
Trauer in Gräfin Isoldes Augen. Das
Geschick versagte ihnen den Erben. Aber
auch diese Wolke verzog sich. Nun wür-
de Felix, des Grafen Vettersohn, den sie
als Dreijährigen von seiner alten, ein-
samen Stammburg geholt und der klei-
nen Ita als Kamerad gegeben hatten,
Herr der Wendtburg werden. Er würde
Ita zur Burgfrau machen und das Kind
würde nie die Väterheimat zu verlassen
brauchen.

So trübte nichts das traute Still-
leben. Der Graf brachte immer neue
militärische Auszeichnungen heim. Der
Kennstall stand voll prächtiger Ras-
sepferde. Zu den Festen in den herrlich
ausgestatteten Sälen fand sich ein, was
im Heer, im Reich der Wissenschaft und
Kunst einen Namen hatte.

Wolkenlos blaute der Himmel über
Schloß und Geschlecht.

Und dann — kam die dunkle Wolke

— Blitz auf Blitz — Schlag auf Schlag. Ein paar kurze graue Jahre — und das Geschick fand auf der einst so stolzen Burg nichts mehr, als leere Säle, tote Hallen — und in dem kleinen, seitlichen Turmsflügel, dem Wintersitz der alten Wendtburg-Gräfinnen zwei einsame Frauen, denen von allem Glanz nichts geblieben war als drei kleine Räume, in denen sie ihre Armut und Trauer bargen.

Aber auch in dieses letzte Exil hatte das graue Gespenst, das die einst so prächtigen Säle in Totenkammern gewandelt hatte, den Weg gefunden. Hatte die Knochenarme unerbittlich ausgestreckt nach dem jungen verwöhnten Schlosskinde und es mitgenommen in den grauen Alltag, in Altentraub und kalte, fahle Wände.

Ein Schauer geht der alten Gräfin immer noch durch Mark und Blut, wenn sie an die Stunde zurückdenkt, da Ita hier vor ihr auf den Knien lag und flehte: „Mutter! Laß mich gehen! Ich bin jung und mutig. Die Arbeit wird Deiner Ita nichts anhaben — wird sie besser machen. Mutter, laß mich gehen.“

Da waren ihre Arme von Itas zartem Nacken herabgefallen. Sie hatte sie gehen lassen, weil sie viel zu müde war, sie zu halten.

Da unten die Allee hinab war das mutige Kind geschritten, die letzte Trägerin des alten, stolzen Namens, erhabensten Hauptes, als ginge sie zum Spiegle. Stolz ging sie in den Kampf, ins feindliche Leben, — ihres Vaters starke Tochter.

Ein Seufzer nach dem andern stieg ihr aus der Brust. Bis sie sich plötzlich von zwei weichen Armen umschlungen und einen Kuß auf ihrer Stirn fühlte.

„Grüß Gott, Mutterle! Da bin ich wieder! Sechsenddreißig Stunden dürfen wir nun wieder beisammen sein! Ist das nicht herrlich?“

„Lieber Gott, habe ich mich denn ganz versponnen? Ich war doch eben noch am Fenster. Wo bist Du denn so auf einmal hergekommen, Du Zauberin?“

„Durch die Felseninsel bin ich geflittert“, lachte sie. „Herr Brun fuhr mit hierher. Ich habe ihm ein Schnippchen geschlagen. Hätte er mich die Allee heraufgehen sehen, wär's um mein Infognito geschehen gewesen.“

„Wie bald ist wieder Montag!“ seufzte die Gräfin.

„Denk garnicht daran, Mutterle. Komm, laß uns allen Sorgen eine lange

Nase machen. Gehst Du mit in den Park?“

„Erst mußt Du ein Bad nehmen. Denk Dir, die gute Marie, ihr ganzes Glas Kölnisches wollte sie Dir opfern. Wer von unsern einstigen Bekannten ist so treu? Freunde in der Not . . .“

Wie der Wind war Ita hinaus, zu ihrer Getreuen. Marie war gerade im Begriffe, ihren ganzen Vorrat Kölnisch Wasser in die Badewanne zu schütten. „Unser Itaken, unser echtes Kindchen . . . unser Komteßchen . . .“ hörte sie die treue Seele murmeln, mit mütterlichem Lächeln auf dem totguten Gesicht.

„Solange ich noch zu solchen Müttern heimkommen darf, habe ich's noch gut auf Gottes Erde“, dachte Ita und legte der Alten schalkig die Hände um die Augen, lachte aber dabei ihr helles Lachen, um die Gute nicht zu erschrecken.

„Herr Du mein Gott und Lebens!“ rief Marie, hielt aber ganz still. Ita nahm sie um die breiten Schultern und sah ihr lustig in die Augen.

„Ist doch ein Strich, dat Komteßchen, nicht wahr, Mütterchen Marie? Das schöne Kölsche ist ja viel zu schade für so eine Unducht. Laß uns ehrlich teilen. Da duften wir nachher egal fein.“

„Ne, ne, wird sich nicks. Ich altes Mensch und Kölsches! — Aber“ — die gute Alte sah mit einemmale ganz bange aus. „Gnädigste sind mir doch nicht böse um . . . dat Komteßchen . . . un Kindchen? Habs nit schlimm gemeint.“

„Ach Du mein Marißelken, dreimalgebedeities Herrgottsseelchen! Weißt Du denn nicht, daß Du auch ne Komteße bist? Inwendig! Das ist noch besser als das andere. Es weiß nur keiner, nur ich, das Itaken.“

Damit nahm sie die gute Alte und drückte einen herzhaften Kuß auf die faltige Wange, daß sie vor Verlegenheit und zitternder Freude nicht wußte, wohin schauen und ununterbrochen im Badewasser pantschte.

Dann war Ita allein und hatte Zeit, über die selbstlose Liebe einfacher Seelen nachzudenken. Sie wußte es nur zu gut, daß die alte Marie in tiefer Verschwiegenheit längst ihr seit Jahrzehnten Erspartes, das sie in einem kleinen Anwesen in der Nähe angelegt, für ihr und ihrer Mutter Bedürfnisse geopfert hatte und nun selbst in ihren alten Tagen vor einem Nichts stand. Das Glas Kölnisch mochte das letzte sein.

(Fortsetzung folgt)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur P. D. Sauerland, Mariannhiller Mission Großlattengrün, Opl.
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben

Die Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom Hl. Karl. Borromäus, die ihre Schultätigkeit in Ägypten während des Krieges einstellen mußten, betreibt seit 1921 in Alexandrien wieder eine deutsche katholische Mädchenschule. Die Unterrichtssprache ist deutsch, die Schülerinnenzahl beträgt 3. J. ungefähr 150, von denen die Mehrzahl Nichtdeutsche fast aller Nationen sind. Hingegen sind die Lehrkräfte größtenteils deutsche Angehörige der Kongregation.

Ebenso besteht in Kairo eine katholische Schule der Borromäerinnen mit angeschlossenem Lyzeum, welche von über 100 nichtdeutschen Kindern besucht wird. Als Seelsorger an dieser Schule ist der deutsche Benediktiner-Pater Maraus tätig, der während des ganzen Krieges Feldgeistlicher beim Marinekorps in Flandern war.

Erzwingener Kinderelbstmord in Ostafrika. Der oberste Gerichtshof in Kenia (Ostafrika) hat in Sachen eines erzwungenen Selbstmordes ein hartes Urteil gefällt. Es handelt sich um eine ganz eigenartige Geschichte, die auf die Geistesart der Eingeborenen Kenias ein besonderes Licht wirft und zeigt, mit welchen abergläubischen Sitten die Missionare sich hier auseinanderzusetzen haben.

Zwei Kinder von 14 Jahren amüsierten sich, während sie ihre Ziegen hüteten, damit, einen zugespitzten Stock gegen einen Baum zu schleudern. Unglücklicherweise traf ein Wurf, der sein Ziel verfehlte, eines der Kinder tödlich am Kopfe. Angstvoll verbarg sich der unglückliche Schütze in der Steppe und wagte nicht mehr, bei seinem Stamme zu erscheinen. Die Ältesten hielten nun Rat und beschloßen, das Kind müsse sein Verbrechen mit Geld oder mit dem Tode sühnen. Da es kein Geld hatte, wurde es aufgefordert, sich zu erhängen. Die Ältesten geleiteten es zu einem Baume, gaben ihm eine Schnur, ließen das Kind die Schnur um den Hals legen, auf den Baum steigen, die Schnur an einen Zweig binden und dann ins Leere springen. Die Urheber dieser barbarischen Justiz verurteilte das Gericht zu 2 und 3 Jahren Zwangsarbeit.

Eine ergreifende Hl. Handlung war die Tausche des chinesischen Studenten Joseph Maria Tsao, an der Universität Freiburg (Schweiz). Sie wurde erteilt vom hochwürdigsten Bischof Chow, Landsmann des Neubefehrten. Paten waren der Universitätsrektor Prof. Dr. Ohler und Baronin Pfyffer.

Ein Beispiel katholischer Caritas geben seit 2 Jahren katholische Studenten hö-

herer Schulen Zürichs. Sie betreuen gemeinsam Kinder aus den Familien Arbeitsloser und Armer.

In diesem Jahre hatten sie 80 solcher Schützlinge. 60 Kindern konnte ein ta- delloser Erholungsaufenthalt besorgt werden. 40 Familien werden von den wackeren Studenten betreut.

700 brasilianische Gelehrte fordern obligatorischen Religionsunterricht. In Brasilien wird zur Zeit an einer großen Verfassungsreform gearbeitet. Der Präsident hat eine Kommission mit der Ausarbeitung eines neuen Verfassungsentwurfes beauftragt. Aus diesem Grund haben 700 Intellektuelle, in der Hauptsache Professoren, eine Eingabe gemacht, in der die Forderung erhoben wird, daß in der Verfassung der Religionsunterricht für die staatlichen Schulen als obligatorisch erklärt wird. In der Begründung dieser Eingabe wird u. a. erklärt, daß der Religionsunterricht in den öffentlichen Schulen fester Bestandteil des Schulregimes aller großen Kulturvölker sei. Er sei eine der ausdrucksvollsten Formen der wirklichen Achtung der Gewissensfreiheit. Ferner wird gesagt, daß, da der öffentliche Unterricht mit den Steuergeldern der Bürger finanziert werde, nichts gerechter und billiger sei als eine proportionale Berücksichtigung der Konfessionschulen bei der Verteilung öffentlicher Mittel. Am Schluß wird noch einmal feierlich die Verankerung der Freiheit des Religionsunterrichtes in der Verfassung gefordert, und zwar im Namen der geistlichen Rechte des Volkes, der tiefen Interessen einer integralen Pädagogik und der ewigen Traditionen des brasilianischen Rechts.

Das Kreuz auf die Altäre! Ein Erlass des Erzbischofs von Turin, Kardinal Fossati, verfügt, daß in Zukunft das Kreuz auf den Altären aller Kirchen wieder leicht sichtbar und in entsprechender Größe anzubringen ist. Das Kreuz habe die Altäre zu beherrschen; kleine Kreuze, wie vielfach üblich seien, könnten nicht als genügend erachtet werden.

Peking. Unter Führung des bekannten Lazaristenpaters Vinzenz Lebbe ist ein 250 Mann starkes chinesisches Sanitätskorps gebildet worden, das nur aus gefunden und unbescholtenen Katholiken besteht, die den kämpfenden Truppen Caritasdienste leisten wollen. Im Falle ihres Todes verzichten die Mitglieder auf jede Entschädigung. Das Rote Kreuz sorgt für Verpflegung und Unterkunft. Das in der Diözese des chinesischen Bischofs von Ankwo zusammengestellte Sanitätskorps soll in die vordersten Linien

geschickt und da eingesetzt werden, wo andere Kräfte vorzugehen sich weigern. Eine heidnische Tageszeitung bringt zu dieser Nachricht folgenden Kommentar: „Der sechzigjährige, aus Belgien stammende Pater Lebbe wirkt seit vielen Jah-

ren im Lande und hat auch das chinesische Bürgerrecht erworben. Daß er jetzt in der Stunde der Gefahr bereit ist, Blut und Leben für die Rettung des Landes einzusetzen, verdient gewiß volle Anerkennung.“

Gebetserhörungen

Es werden nur solche Gebetserhörungen angenommen, welche die volle Unterschrift und den Wohnort des Einsenders tragen. Für die Geheimhaltung der Namen bürgt das Redaktionsgeheimnis. Allen wunderbaren Ereignissen, von denen in dem Hefte die Rede ist, gebührt nur menschliche Glaubwürdigkeit und soll damit dem Urteil der Kirche nicht vorgegriffen werden.

Mürnberg: Herzlichen Dank dem hl. Herzen Jesu und dem hl. Antonius für erlangte Hilfe in einem sehr schweren Anliegen. Mf. . . . als Dank.

S. F.: Vielen Dank der schmerzhaften Mutter, der hl. Agnes, der hl. Theresia vom K. S. und allen Heiligen für erhörte Bitte.

Ottmuth: Aus Dankbarkeit für die Gebetserhöhung der Ib. Schwester Maria Assunta Pallotta für meine glückliche Entbindung und auch in einem anderen Anliegen meiner Mutter sende ich den versprochenen Gelbbetrag.

Margareth.: Herzlichen Dank dem Ib. Antonius für Hilfe in einem schweren Anliegen.

Goschütz: Dank der Ib. Muttergottes, dem hl. Judas Thaddäus für schnelle Hilfe in einem schweren Anliegen.

Bizau: Innigsten Dank der Ib. Gottesmutter und dem hl. Judas Thaddäus für rasche Hilfe in schwerer Krankheit. Anbei Schl. . . . als Dank.

Grünau: Dank dem hl. Joseph für Erhöhung in verschiedenen Anliegen. Anbei S. . . . als Dank.

Bayern: Dank neben der Ib. Gottesmutter auch allen Heiligen für glücklich überstandene Operation. Veröffentlichung war gelobt.

St. Valentin: Anbei S. . . . als Dank dem seligen Don Bosco und dem hl. Judas Thaddäus als Antoniusbrot zur schuldigen Dankagung.

Frankfurt: Dank dem hl. Herzen Jesu, der Ib. Gottesmutter, dem hl. Antonius und dem hl. Judas Thaddäus für Erhöhung und Hilfe.

Bliesheim: Dank dem hl. Herzen Jesu, der Ib. Muttergottes, dem hl. Joseph, dem hl. An-

tonius und dem hl. Judas Thaddäus für erlangte Hilfe.

N. N.: Anbei einen Betrag für Erhöhung einer großen Bitte durch den hl. Antonius.

Bruchsal: Almosen als Dank dem Ib. Heiland, der Ib. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus, dem sel. Br. Konrad und der hl. Theresia v. K. S. für Hilfe in einem Anliegen.

F. F. S.: Sende Almosen als Dank der Ib. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus und den armen Seelen für erlangte Hilfe in schwerer finanzieller Notlage mit der Bitte um weitere Hilfe und um die Kraft zur richtigen Erfüllung einer übernommenen Verpflichtung.

Melbrißstadt: Zum Dank für Erhöhung sende ich Almosen.

Großenried: Herzlichen Dank dem seligen Br. Konrad und dem gottseligen Vater Victricius für zweimalige Hilfe in einem besonderen Anliegen.

W. M.: Vielen Dank dem göttlichen Herzen Jesu, dem unbefleckten Herzen Maria, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, den armen Seelen und allen Ib. Heiligen für glückliche Geburt und noch noch mehreren Anliegen. Mf. . . . Almosen. Veröffentlichung war versprochen.

N. S.: Dank der Ib. Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia für Hilfe in einem schweren Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

Sulzbach: Ein Heidenkind der Ib. Mutter Gottes zum Dank für Erhöhung.

Gebetsempfehlungen

Für die an dieser Stelle empfohlenen Anliegen wird in allen Häusern der Mariannhiller Missionare eine neuntägige Andacht vom 1.—9. jeden Monats gehalten. Die Leser mögen ihre Gebete mit denen, die die Andacht halten, vereinigen.

Buchloe: Bitte um das Gebet zur hl. Familie und zum hl. Antonius in einem Anliegen um baldige glückliche Wendung.

Baden: Eine arbeitslose Person bittet um das Gebet um baldige zusagende Verdienstmöglichkeit.

Herbertingen: Eine Familie bittet in einem schweren Anliegen um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur immerw. Hilfe, zur hl. Theresia v. K. S. und zum ehrw. Philipp Seningen.

Pulheim: Eine Mutter bittet um das Gebet und um eine Novene für ihr vier Jahre altes Kind, daß es recht bald gehen kann.

Altenburg: Ein Schwerbedrängter bittet um eine Novene um Rettung aus schwieriger Lage zu Ehren des hl. Joseph, Judas Thaddäus und hl. Antonius. Almosen und Heidenkind.

Bitte um Einschließung in eine 9tägige Andacht in einem großen Anliegen.

M. G. I. W.: Eine langjährige Verg.-Leserin bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, zum hl. Judas Thaddäus und zu den armen Seelen um Wiedererlangung der Gesundheit für sich und ihre nervenkrankte Tochter.

Bildhof: In schwerer Geldangelegenheit bitte ich um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius, zur hl. Theresia und zum sel. Br. Konrad um deren Hilfe. Bei Erhöhung Almosen und Veröffentlichung.

Prüm: Ein bedrängter bittet um eine Novene zur immerw. Hilfe, zur hl. Mutter Anna und zur seligen Margaretha Sinclair um Hilfe in großer Geldangelegenheit und um Segen in den Berufsangelegenheiten. Bei Erhöhung Almosen.

Dietrich: Eine Verg.-Leserin bittet um eine Novene zur lb. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph und zum hl. Gerhard Majella um Befreiung von schwerer Krankheit. Bei Erhöhung Almosen und Veröffentlichung.

Vollersfeld: Ein Abonnent des Verg. bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu und zur lb. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe in einem Anliegen. Bei Erhöhung Almosen.

Sulz: Eine Verg.-Leserin bittet um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter, zum hl. Joseph, zur hl. Theresia v. K. I. und zu den armen Seelen um Hilfe in einem schweren Familienkreuz. Bei Erhöhung jedes Jahr Almosen und eine Wallfahrt.

Burgsinn: Bitte um eine Novene zum hl. Herzen Jesu um baldige Hilfe in einer schweren Familienangelegenheit und um baldigen Frieden und Ruhe. Bei Erhöhung Almosen.

Schirgiswalde: Sendet ein Almosen und bitte um das Gebet zum hl. Joseph und zum hl. Judas Thaddäus in einem fast hoffnungslosen Anliegen. Man hat mich verleumdet, sowie die Ehre abgeschnitten, wo alles nur auf Hilfe aufgebaut ist. Es möchte doch alles an den Tag kommen und meine Unschuld bewiesen werden. Bei Erhöhung Almosen.

Potsdam: Ein Verg.-Leser bittet um das Gebet einer neuntägigen Andacht z. hl. Herzen Jesu, z. lb. Mutter Gottes v. Lourdes, z. hl. Theresia v. K. I., zum hl. Judas Thaddäus, z. sel. Br. Konrad und z. den armen Seelen um Heilung von einer schweren inneren Krankheit und um Beibehaltung der jetzigen Stellung. Bei Erhöhung Veröffentlichung und Tausch von 2 Heidenkindern auf den Namen Maria Theresia und Joseph Thaddäus versprochen.

Reitfch: Sendet Mk. . . . als Almosen mit der Bitte ums Gebet zur lb. Mutter Gottes und

zum hl. Judas Thaddäus in einer besonderen Meinung.

Berlin: Bitte ums Gebet zum hl. Joseph und hl. Antonius in besonderer Meinung.

Biederbach: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet und um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph und zum hl. Antonius um Erlangung der Gesundheit.

Langebielau: Anbei Mk. . . . mit der Bitte um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph und zum hl. Antonius um gutes Geschäft und um Gesundheit für meinen Mann und mich und in Geldangelegenheit.

Freiburg: Bitte um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter von Lourdes, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius, zum hl. Don Bosco und zu den armen Seelen um Gewinn meines Loses in der Klassenlotterie, da ich in großer Geldnot bin. Bei Erhöhung hl. Messe und Almosen.

Krems: Bitte ums Gebet zum hl. Joseph in einem schweren Anliegen. Bei Erhöhung Veröffentlichung und Heidenkind.

Deschowitz: Bitte um eine Novene zur lb. Mutter Gottes von Lourdes, zum hl. Antonius, zum hl. Judas Thaddäus und zu den armen Seelen im Fegfeuer um Standhaftigkeit in Versuchungen, um gute Vorbereitung auf den Ehestand der Braut und des Bräutigams, das Ausharren im Guten bis zum Ende und um Arbeit. Bei Erhöhung Almosen.

Heimenkirch: Bitte dringend ums Gebet und um eine Novene zum hl. Joseph, zur lb. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum gnadenreichen Prager Jesukinde, zum hl. Antonius, zum hl. Judas Thaddäus und den armen Seelen um Erlangung einer sichern Existenz, um Hilfe in großer Not, Armut und Geldsorgen, um Erlangung einer K. 2 Zimmerwohnung, um glückliche Heirat im Herbst. Bei Erhöhung Veröffentlichung und Heidenkind.

Birkowitz: Bitte ums Gebet zur lb. Gottesmutter von der immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius und zur hl. Theresia um Hilfe in verschiedenen Anliegen für sich und ihre Eltern.

Nürnberg: Bitte um eine Novene für einen sehr schwer kranken Mann.

Berlin-Schöneberg: Bitte um eine Novene zum hl. Herzen Jesu, zur lb. Gottesmutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius und zu den armen Seelen um gute Stellung. 1 Heidenkind.

Es starben im Herrn

Waldkirchen: Theresie Bromelsh, eifrige Förderin unserer Mission.

Weilheim: Schwester Karolina Ebner, eifrige Förderin unserer Mission.

Uptingen: Veronika Trudenbrod. Eggolsheim: Joseph Birkel. Balzhäuser: Matthias Bronnenmayer. Herberlingen: Aresenz Renz und Balthasar Bulander. Herrnsaal: Michael Luntoser. Darfeld: Fr. Winkelfett. Brand Jakob Laufer. Wenholthausen: Frau Schulte-Hochstein. Geseke: Hochw. Herr Pfarrer Grotsche. Bohnke:

Hochw. Herrn Pfarrer Diekmann. Reiste: Fr. Anna Peine. Brand: Anna Maria Peder. Euskirchen: Anna Heinerh. Cornelmünster: Frau Peder. Niederfeld: Franziska Seilen. Wartha: Paula Augustin. Friedewalde: Karl Buchal. Cosel: Margarete Wefert. Großrinderfeld: Albert Werksführer. Zell: Marg. Schneider. Würzburg: Klara Lang. Isny: Sr. Erlaucht Otto, Graf von Quardt zu Wykardt und Isny. Well, Kevelaer: Jakob Sürgers. Kleinfemthaus: Franz Joseph Hofmaier.

O Herr, verleihe diesen Verstorbenen die ewige Ruhe; und das ewige Licht leuchte ihnen. Laß sie ruhen im Frieden! Amen.

Rosenfranzkönigin

aus der Serie

„Heilige Dein Tagewerk“

Von D. W. Mut. 21.-30. Tausd.
48[Seiten; Preis 25 Pfennig.

Das Rosenfranzgebet spendet reichlich Segen und Trost und bringt Hilfe in allen Nöten des Leibes und der Seele; denn die Rosenfranzkönigin kann niemanden verlassen, der sich ihrem Dienste widmet. In 31 Erwägungen und Tugendübungen sucht der Verfasser den Leser im Dienste der hehren Rosenfranzkönigin zu schulen. Ein jeder, der diesen monatlichen Selbstunterricht im Rosenfranzgebet durchmacht, wird nicht nur den Rosenfranz fortan eifrig mit Liebe u. Andacht beten, sondern auch bessere Fortschritte machen im Tugendleben.

St. Josephs-Verlag / Reimlingen

Maria, Mittlerin aller Gnaden

Ansichtspostkarten nach dem Altarbild in der Kapelle des Missionsseminars St. Joseph, Reimlingen. 4 farbig, Preis Stück 10 Pfennig, bei Mehrabnahme billiger.

St. Josephs-Verlag / Reimlingen / Bayern (Schwaben)